

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Das Theater	253
Französische Kunst. Von Julius Meier-Graefe	270
Bucherohe und Bucherribe. Von Prudner	280
Der Postschach. Von Labou	287

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 673 Direktion.

7913 Kasse u. Effektenabteilung.

7914

7915

7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.
9-1 und 3-5 Uhr.

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

BERLIN DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-8.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
Großstädtischer Komfort

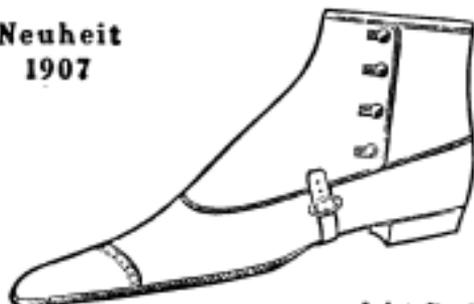
Tennis, Schwimmbad *
Bürgerliche Preise * *

Weisser Hirsch

„Herz“-Schuhe

Berlin W., Friedrichstraße 70

Neuheit
1907



„Aristokrat“

Berlin W., Schillstraße 11a

Emil Jacoby



Berlin, den 25. Mai 1907.

Das Theater.

Vor dreißig Jahren träumten die Swells der londoner Intelligenz von einem neuen Frühling britischer Theaterkunst. Man war so reich gewesen und nun so arm geworden; so schmähtlich arm. England hatte der modernen Welt das Drama geschenkt. Englische Komoedianten waren im Triumpfmarsch durch Skandinavien, durch Deutschland gezogen und ihr Wirken hallte bis ins späte Puppenspiel deutscher Jahrmärkte und Kinderstuben nach. Ist dieser Ruhm für immer zum Teufel? Nicht zu ertragen, by Jove! Eine Nation, die den unermesslichen William hatte, Eilly, Marlowe, Green, Kyd, Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Massinger, all die baumstarken Kerle und süßen Schlingel aus den Tagen der Maid:n Queen. Dann Dryden, den Franzöbling, Otway, den pastoralen Addison, Lillo, den Diderot der Britenbühne, das lustig funkelnde Dreigestirn Fielding, Foote, Sheridan, Lord Euphorion Byron, Robert und Elizabeth Browning, Swinburne, Knowles, Tennyson. Und nun nichts mehr? In dem Lande, dessen Boden Swift und Defoe, Richardson und Sterne, Burns und Wordsworth, Shelley und Keats, Scott und Moore, Dickens und Mary Anne Evans geboren hat? Nichts mehr als noch immer Bulwer Lytton, Tom Taylor und Robertson und die trüben Sonnenaufgänge von Barrie, Arthur Jones, Pinero? Leere Bretter. Kein Hauch kraftvollen Lebens dringt aufs Schaugerüst. Netze, sinnlos tolle Burlesken sieht man; und pariser Duzendwaare, die aber für den Anspruch des cant bearbeitet und so entpökelt sein muß, daß der empfindliche Geschlechtssinn des Lord Chamberlain den Verschleiß gestattet. Shakespeare wird manch-

mal noch ausgeführt. Nichts für den Swell. An dem Ausstattungsprunk, den Charles Kean eingeführt hat, sah er sich längst satt. Wunderkinder wie die Schwestern Bateman, deren Tricotbeinchen dem Dritten Richard einen Erfolg bereitet hatten, ziehen auch nicht mehr. Weraus dem Westend nach Zelington geht, um in Sadler's Wells ein Shakespeariſches Drama zu ſehen, unternimmt wie ein Abenteuer. Phelps, der Direktor und Protagonist, pſaucht nicht mit dem Athem der Garrick und Kemble, Edmund Kean und Macready. Geſchmack hat er (hüllt, zum Beiſpiel, den Elfenſpuk des Sommernachtstraums in einen Gazeskleier, deſſen dünnes Geſpinnſt das Auge nie vergeſſen läßt, daß es in ein Traumreich blickt); doch ihm fehlen, dem Direktor und dem Mimen, den das Publikum am Liebſten den Weber Zettel ſpielen ſieht, die großen Mittel. Und ſeine Zeit war nun auch ſchon lange um. Kein Tragoede in Sicht? Sind wir auf den Franzoſen Fochter angewieſen, dem für Macbeth und Othello die volle Wucht mangelt und der eigentlich nur als Hamlet der Elite gefällt? Ringelum der alte Schund. Ueber Gilbert kann man lachen; und ſeit er ſich Sullivan verbündet hat, haben auch wir Etwas wie die Sozietät Meilhac, Halévy & Offenbach. Das riecht aber ein Bißchen nach Boulevard. Wer mag immer Patience und Pinafore hören? Aus dem Vorhof ſehnt man ſich in den Tempel. The palmy days, the halcyon days müſſen einmal doch wiederkehren. Das Drama, die Bühnenkunſt großen Stils kann nicht tot ſein; im Land glorreicher Erinnerung nur ſchlummern. Wann naht der Erwecker?

Ein Schauspieler langt nach der dankbaren Rolle. Henry Irving war ſchon als vierzehnjähriger Kaufmannslehrling und Schüler der City elocution class im Dilettantenspiel aufgefallen. Drei Jahre ſpäter zu Provinztheatern gelaufen und, nach langer Lehrzeit, in der Hauptſtadt bekannt geworden. Zuerſt als Vorleſer, dann in der Glanzrolle des Melodramas The Bells (Le juif polonais) von Erdmann-Chatrion. Leben in Deutſchland noch Leute, die von Karl Seydelmann gehört haben? Die könnten ſich von Irving ein Bild machen. Mehr klug als ſtark; weniger Leidenschaft als Verſtand; die Bildnerkraft vom Hirn erzwungen, nicht von einer reichen Seele lächelnd gewährt. Kein Liebreiz, keine Dämonengewalt, kein Stimmtimbre, der raſch die Herzen bezaubert; um die Mängel zu verdecken, erarbeitet raſtloſer Fleiß ſich eine beſondere, dem Weſensbedürfniß angepaßte Technik. Dabei der Wunſch, alles Erlernbare zu lernen, ſich in die Front der Gebildeten einzureihen, nicht als Komoediant gehäſſelſt, ſondern als guter Bürger und Mann von Welt geachtet zu werden; und ein ſicherer Inſtinkt für die Forderung des Zeitgeſchmackes. Er ſetzt ſich, nach hartem Kampf, im Lyceumtheater als Hamlet

durch; spielt ihn fast sieben Monate lang Abend vor Abend. Ueberwindet als Richelieu (in dem Anekdotenstück von Lytton Bulwer) Macready's Schatten. Trägt als Richard der Dritte den Ring Garricks und das Schwert Keans: und ist, mit diesen Herrschaftsinfnien, fortan wirklich der König der Szene. Die Mimenschaar der drei Inseln ihm unterthan. Das Lyceum seine Residenz. Wie vielleicht hat ein Theatermensch soemsig gearbeitet. Direktor, Regisseur und Star. Jeden Abend auf den Brettern. Romeo und Lear, Benedikt und Cardinal Wolsey. Das winzigste Detail der Ausstattung prüft er selbst; billigt oder verwirft. Studirt, wie er gerade braucht, Geschichte, Trachtenkunde, Volkswirtschaft. Liest von Gibbon bis auf Ruskin Alles, was in seinen Kram gehört. Gibt den Kameraden eine acting edition der shakespeareischen Dramen. Schreibt Artikel und Monographien und liest sie in der Aula der Hochschulen vor. 1867 war er in Paris gewesen und hatte gesehen, was in der Comédie-Française seit Houffayes Tagen für das Bühnenbild gethan wurde. Nachzuahmen, erniedrigt einen Mann von Kopf. Das wollte Irving nicht. Auch nicht den Pomp überprunken, an den Charles Keane die Kundtschaft gewöhnt hatte. Sondern jedem Gedicht nur geben, was ihm gebührt; nicht ein Flitterchen mehr. „Der Regisseur hat der Diener des Werkes zu sein und dessen Eindruck zu vertiefen; seine Arbeit darf nicht auffallen. Die Inszenirung muß die Schauspieler in das Milieu stellen, das sie brauchen, und ihnen eine Atmosphäre schaffen, in der sie athmen können. Ihre Aufgabe ist negativ: sie muß verhüten, daß Wesen und Kleid des Gedichtes disparat scheinen. Sobald sie mehr thun will, wird sie schädlich.“ Das hat Irving geschrieben. Ob er sich im Lyceum immer an seine Vorschrift gehalten, der Schaulust nie unziemliche Konzessionen gemacht hat? Aus seiner Feder kam auch der Satz: „Unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht.“ Ein verständiger, tapferer Satz, zu dessen Nüchternheit mancher kokette Kunstpächter up to date sich nicht herabließ. Als Irvings Geschäft schlecht ging, hat auch er wohl den Willen gekrümmt; ungerne: nur, weil eben nicht anders durchzukommen war. Jedenfalls hat er seiner Kunst, die er, allzu stolz, der des Dichters, Malers, Meißlers ebenbürtig wählte, in Britanien wieder einen Rang erstritten. Nicht sich selbst nur, der sich Sir Henry und Ehrendoktor gar nennen durfte: der Schaubühne und der Mimenzunft. Ein Vierteljahrhundert lang saß Irving ohne Bank auf seinem Thron. Shakespeare „309“. Und der Briten war stolz auf sein Shakespeare-Theater.

Was aber die erträumte Reformation? Schon 1879, als die Comédie-Française, mit der Bernhardt, der Favart und der Croizette, mit Got und Coquelin, Mounet-Sully, Delaunay und Bressant, nach London gekommen war,

hatten die Sachverständigen erkannt: Das haben wir nicht; weder die Persönlichkeiten noch das Zusammenspiel; auch nicht die Stücke, die den mit britischer Tugendlitanei Eingefüllten oft aufscheuchen, den wachen, erwachsenen Menschen mindestens durch ihre Sittenschilderung aber stets interessieren. Das Gastspiel war ein ungeheurer Erfolg; den die Truth frecher Managerschlauheit und welscher art of puffing zuschreiben wollte, der von weiter tragenden Stimmen aber ernsthaft gewürdigt wurde und lange nachwirkte. Warum, hieß es, haben wir nicht solche Spiele? Antwort: Weil uns alle Tradition fehlt. Weil von Remble bis auf Irving jeder Starke sich seinen eigenen Stil, seine eigene Manier geschaffen hat. Weil wir ein paar große Talente hatten, nie aber eine Schauspiellkunst. Frankreich erzieht sich seinen Nachwuchs. Das vielgeschmähte Konservatorium hat kraftvolle Jugend nie gehindert, zur Individualität aufzureisen, und dem achtbaren Mittelwuchs die Krücken geliefert, die vorwärts helfen. In Frankreich lernt der Bögling der staatlichen Bühnenvorschule (nach einer dem nationalen Geschmack behagenden und deshalb unantastbaren Konvention) sprechen und gestikuliren; lernt, wie die Besten die Rollen des répertoire gespielt haben: und hält sich an dieses gute Muster; muß sich dran halten, wenn er nicht das Zeug zum Schöpfer neuer Tradition hat. Deshalb sind diese Leute, so verschieden der Wuchs ihres Talentes sein mag, so leicht zusammenzustimmen: sie kommen aus dem selben Lufthlima. Deshalb sieht man auch auf kleineren Bühnen selten ganz schlechte: auf den Krücken humpelt sich's leidlich ans Ziel. Bei uns in Britanien, wo die Zahl der Spielfähigen ohnehin geringer ist, probirt Jeder, was er mag; fängt für Jeden die Vitterweltgeschichte von vorn an; ist zwischen Ellen Terry und dem Luxusmädchen, das ihre Zofe spielt, nicht die Spur einer Kulturgemeinschaft zu finden. Bleibt der Durchschnitt zum Erbarmen steif und mimisch arm. Hat selbst Irving die häßliche Haltung der Anfängerjahre sich nie abgewöhnt. Und warum haben wir nicht solche Stücke? Warum zwischen Tennysons fleischloser Feierlichkeit und Gilberts bunter Ausgelassenheit nur schale Schwänke, Nährschmarren mit Blutgerinnsel und Thränensauce, in verqualmten Reßbuden frostige Pantomimen? Antwort: Weil wir uns fürchten, in den Spiegel zu blicken; nicht den Muth haben, im Schauhaus, wo wir zu fünfzehnhundert eng beisammen sitzen, die abgekürzte Chronik unserer Zeit aufzublätern. Wie Liebe zwischen Reichtum und Armuth die Kluft überbrückt: Das sehen wir gern. Edle Männer, keusche Frauen, netzliche Mägdelein. Nehmen auch Historienextrakt hin, wenn wir, wie vor Tennysons Queen Mary und Becket, ganz sicher sein dürfen: So war's; was wir schlüpfen, rann aus der reinsten Quelle. Nur nichts brennend

Modernes. Der Schmach ihr getreues Bild zeigen, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt: dafür danken wir schön; mag's auch Shakespeare empfohlen haben. Der pariser Spiritus, den wir via Dover beziehen, muß erst denaturirt sein: sonst taugt er uns nicht. Wenn die Franzosen herüberkommen, mögen sie, in ihrer Sprache, das Neueste sagen, Demi-Monde und Mariage d'Olympe spielen. Wer aus unserer society Schandbilder bringt, ist ein Verleumder. Weh ihm, wenn er die Pinselei nicht im Kasten behält! Wir sind ein sittsames, in sexualibus sauberes Volk (was in der Pall Mall Gazette über den londoner Jungfernzins steht, ist dreist erfunden) und fest entschlossen, die Fälschung unserer Wesenszüge niemals zu dulden. Und in der Festung dieses Vorurtheils träumt Ihr von einem Nationaltheater? Weil Shakespeare, mit feinen Kostümen und starken Stimmungseffekten, mit der Nachhilfe Irving's und der charmanten Terry, im Lyceum die Kasse eben so füllt wie in Drury Lane ein blutrünstiges Melodrama? Lasset Euch einen Richard Gloster und König Klaudius, einen Zago und Aron, eine Gertrud und Goneril, Lady Macbeth und Tamora von heute, mit Eurem Modelleid, im Rampenlicht gefallen: dann wollen wir weiter reden. Dann wäre, im Lande der music-halls, an eine Reformation der Theaterkunst zu denken.

Erst nach einem Wandel der Bretterweltanschauung also. Den erwirkt am Schnellsten wohl die Kritik. Zola hatte in der pariser Zeitung *Le bien public* für den naturalisme au théâtre gekochten, in dem Band *Nos auteurs dramatiques* Alles abgeschlachtet, was, von Hugo bis zu Sardou, vorn auf geweihten Brettern stand; hatte auch den Feldzug im Figaro hinter sich. In Taines Geschichte der englischen Literatur war der Verfall des Angelndramas als unaufhaltsam erwiesen worden. Unaufhaltsam? Solche Wörter stehen nicht im Verikon der Sprudeljugend. Die glaubt, alles Schädliche hemmen, alles Nützliche ans Sonnenlicht fördern zu können. Die hielt zu Zola und sträubte sich gegen Taines düsteres Dnsangelium. Nach Henry Irving rüstete Herr William Archer sich für die Retterrolle. Der war im London Figaro der Nachfolger des gescheiterten und erfahrenen Theaterkritikers Clement Scott (Beide zeichneten ihre Heuilletons mit dem Preshkriegsnamen *Alma-viva*); wollte aber nicht Nachfolger, sondern Vorgänger sein. Für die britische Bühne thun, was für die deutsche einst Lessing that. An der Themse mindestens leisten, was an der Seine, für sich und sein Bühnlein, Zola zu leisten versuchte. Shakespeares Schatten konnte helfen: „zu reinigen die oft entweihte Szene zum würdigen Sitz der alten Melpomene“. Doch die Shakespeare, schon die Marlowe und Massinger sind überall rar; und das Theater muß

leben, braucht also tägliches Brot. Herr Archer, der die Dramaturgie der Toten und der Lebenden durchaus studirt hat, darf sich eines fröhlichen Sinnes und eines weiten Herzens rühmen. Die magistrale Ungerechtigkeit, die Gothold Ephraim im (allzu siegreichen) Kampf gegen die französische Klassik bewährte (und die, hier wie in jedem Krieg, als Panzer und Waffe nicht zu entbehren war), hätte dieser William nicht aufgebracht. Auch nicht die Tollkühnheit, breitspurig und mit wildem Geschrei, wie Emile von Medan, sich auf ein gestern in die weiche Erdrinde gerammtes Dogma zu stellen. Er war und blieb der Mann heiterer Duldsamkeit und robusten Menschenverstandes. Pöffe muß sein. Melodramen sind zu ertragen. Nur darf unser Theater nicht gegen das Leben abgesperrt bleiben. Wir gießen Wasser auf ausgebrühte Teelblätter; und wenn der fade Trank nicht mehr mundet, lassen wir über den Kanal flink Kaffee und Cognac kommen. Davon kann man auf die Dauer nicht leben. In einem guten Drama müssen drei Elemente gesellt sein: ein Gemälde, ein Urtheil, ein Ideal; hat's die und lehrt uns obendrein noch beobachten, was wir im Alltagsdrang übersehen, so will ich's preisen, auch wenn sich am Schluß nicht das Laster erbricht und die Tugend zu Tisch setzt. Daß Ihr, liebe Landsleute, solchen Abschluß verlangt, die Guten belohnt und die Bösen bestraft sehen wollt, ist unklug. Erblickt Ihr's denn im Leben? Soll das Spiegelglas die fahle Wange rosenroth färben? Logik ist die Moral des Dramas; dem Anspruch der Sittlichkeit, die Kunstnorm sein kann, genügt's, wenn seine Psychologie keine Sprünge und Brüche zeigt. Wächst auf unseren Inseln heute nichts Genießbares, so müssen wir's importiren. Ich will Euch die Wege weisen. Werde aber nicht dulden, daß Ihr die eingeführte Waare mit Surrogaten fälscht und mit Euren Musterzeichen beklebt. Wie sie aus dem Bezugsland kommt, muß sie verbraucht werden; sonst laßt sie lieber schimmeln... Herr Archer hat seine Sache pffiffig angefangen: public opinion, die selbst ein Starker nicht im Frontalsturm über den Haufen rennt (Byron und Wilde, Gladstone und Chamberlain habens erjahren), sacht und artig überredet, ein Bißchen sich, um nicht gar zu trüg zu scheinen, vom Platz zu bewegen; und ist auf dem freigewordenen Raum mit bedächtiger Schnelle dann vorgedrungen. Seinem Bleiß, seinem Spornenden, von keinem Fanatismus je geblendeten Eifer dankt die Britenbühne Mancherlei. Das Publikum lernte von ihm wieder hoffen und heißen. Die Modedramatiker, denen er nach jedem sanften Hieb ein dickes Stück Zucker gab, gewöhnten sich in ernstere Anstrengung und schrieben, Henry Arthur Jones, Sydney Grundy, Arthur Pinero, wirklich bald bessere Dramen. Scribe galt nicht mehr als das große Muster, das Racheiferung weckt und durch sein Gesetz das Urtheil bindet. Ibsen wurde

von Edmund Gosse entdeckt, von Archer, Balkley, Shaw den Briten gepredigt, von Beerbohm Tree endlich sogar aus dem Independent Theatre nach Haymarket geholt. Da blieb der Magus nicht lange. Beschritt aber andere londoner Bühnen (die mit kleineren Tageseinnahmen auskamen) und warb sich im Schimpfhagel eine treue Gemeinde. Seine hörbarste Botschaft erging ja an die Bourgeoisie, die in England herrscht, und sein Zinger bellopfte prüfend Berthe, die auch im Inselreich streitig geworden waren. Ihm strebte Jeder nun nach, der auf sich hielt. Aus Blamland kam Maeterlinck, aus Erin Oscar Wilde. Jones gab den Judah, Pinero die Second Mrs. Tanqueray, Chambers den John-a-Dreams, Phillips den Herodes und die Francesca. Die Censur wurde milder; die Heuchelei lernte sich schämen; die Bühnenpforte war entriegelt und ließ das Leben hinein. Das ganze Leben mit Blut und Roth? Einerlei. Endlich naht der Lenz. Jones, den die Sehnsucht ins Land der Mystik zieht, spricht von der renaissance of the drama. Die Zeit ist erfüllt.

Ein Vierteljahrhundert hat diese Entwicklung gewährt. Ansehnliche Talente haben sie gefördert. Die Demokratisirung des Landes schien ihr günstig. Und nun? Zwang ist tot. Wie Beerbohm Tree, der nach Henrys Krone die Hand streckt, Shakespeare spielt, sahen wir jüngst ja schauernd. Schöne Menschen in schönem Gewand. Ritter, die eine Rüstung tragen können, und Frauen, um die zu fechten lohnt. Die Ausdrucksfähigkeit gering. Architektur und Malerei prächtig, doch altmodisch; schon die Reiningen verstandenß besser, auch an ihren schwächeren Abenden, hatten in der Spielzeugheimath nur das Auge nicht so zur Freude an zarten Farbentönen erzogen wie die Küstenmenschen des Nordwestens. Der unsterbliche Text ward uns verstümmelt, bis zur Unverständlichkeit entstellt. Motivirung und Psychologie nach Willkür durchbrochen, in Fetzen gerissen. Aus dem Gedicht nur das Melodrama herausgeschält und ins Gräuellicht der Fußrampe gerückt. Vor das Königsdrama Richards des Zweiten drängen sich für lange, endlos lange Minuten vier gepanzerte Pferde. Die Nilshlange muß sich zum Klümpchen ringeln, das Milderama des Römers zum Kitzelkrampf schrumpfen: denn der Herr Regisseur braucht für das Schiff und das Bechgelag Marc Antonß und für eine langwierige Kauschpantomime seines Hetärengesolges Platz. Malvolio spreizt sich so unverschämt, stolziert mit so widrig alberner Trabantschaft, daß Olivia ihn nicht drei Tage in ihrem Schloß leiden würde. In solchem Stil spielt man unseren Kindern kindische Weihnachtstücke. Olivians Narr spendet aus den gepflegten Resten einer Operetten-tenorstimme, die das Schmettern noch nicht verlernt hat, eine Bravourarie und wiederholt, als geklatscht wird, am Souffleurkasten die letzte Strophe.

Die Komiker sind gut; Männlein und Weiblein von echter, gesunder, unverschämter Lustigkeit, die mit allen Vieren über die Stränge schlägt. Das leistet das nationale Genie mühelos (für steif und mürrisch hält die Briten nur Einer, der noch an Grines dummes Herrbild glaubt oder in Schweizerhotels die reisenden Schneider und Schlächter in heller Buth, just wie sie wünschten, für Baronetts und Counts nahm). Tragoedie geht über ihr Vermögen; wie der meisten Nordländer. Die scheuen auch auf offenem Markte das Geräusch der besten Späße nicht und rülpsen in der Trunkenheit munter; schämen sich aber des Wehs, zügeln im Schmerz Muskel und Nerv und taugen nicht für die Gefühlsprostitution, ohne die auf den Brettern nicht zu haufen ist. (Wenns Einer kann, geschieht ein Wunder: Fleck und Ludwig Devrient, die Schröder und die Wolter, Anshütz und Baumeister; Zufall ist aber wohl nicht, daß auf unseren Bühnen so viele Juden, Slaven, Südbösterreicher zu sehen sind. Auch in Ratkowsky's Aldern, unseres letzten Tragoeden, pocht polnisches Blut.) Diese englischen Schauspieler haben nichts Rechtes gelernt; sie deuten die Leidenschaft nur an, bieten statt des Wirbelwindes eine ungefährliche Brise und ihre Mimik ist dürftig wie der Halmwuchs auf bespülter Düne. Ganz so schlimm wars bei Irving nicht. Der wollte ja Ueberlieferbares schaffen und gründete drum eine Schule. Viel besser wars auch nicht. Ein etwas feineres Quartier im selben Haus. Eine Truppe, die den Corneille so pompös verhunzte, würde in Marseille, wahrscheinlich in Clermont ausgezischt. Wo man mit dem ehrwürdigsten Erbe so umspringen darf wie Tree mit Shakespeare, giebt's keine Theaterkultur.

Herr Archer steht noch auf festen Beinen. Ob er zufrieden ist? Die Sucht, sein Wirken groß zu sehen, wäre menschlich. Ward Ungemeines aber erreicht? Die Zustände sind nicht so jämmerlich wie im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Auf jede Ebbe folgt eine Fluth. Valeurs sind auch heute selten. Die Mädchenparaden in Empire und Alhambra haben den stärksten Zulauf. Der Censor läßt eher mit sich reden und der Dramatiker guckt leichter in das Gesellschaftedöckchen hinein, das er schildern will. Bei Tree und Windham, wohl noch anderwo, werden Salonstücke und Nährkomoedien gut aufgeführt. Ibsen ist Sektenheiliger geblieben; er „macht nichts“. Die alten Tragiker, die neuen von Calderon bis auf Hebbel leben nicht auf britischem Schaugerüst. Und was in England wächst, verträgt den Export nicht. Wilde und Shaw sind Iren. Der arme, seit der Zuchthauszeit vervehmte Oskar, den auch seine Köpfe lange nur als Dandy, als Nachfahren der Brummel, D'Orjay, D'Aurevilly gelten ließen, wird drüben jetzt ja wieder gespielt; behutsam noch, damit Mr. Cant sich nicht etwa jäh entfesse. Doch dieser Dichter von Gottes Gnade hat,

aüßer der Salomesiebevifion und einem Florentinerfpuk, dem Theater nichts Koftbares gefchenkt. Wer ihn nach den losen Plauderkomoedien beurtheilt, thut ihm Unrecht. „Meine Stücke find gar nicht gut“, fagte er in Algier zu André Gide; „amufiren die Leute im Theater aber fehr. Die meiften fchrieb ich, um eine Wette zu gewinnen, und ich mache mir nichts aus ihnen. Auch den Dorian Gray fchrieb ich nur, weil ein Freund gewettet hatte, ich könne keinen Roman fchreiben. Nach ein paar Tagen war das Ding fertig. Die Schreiberei ift fo gräßlich langweilig! Voulez-vous favoir le grand drame de ma vie? C'est que j'ai mis mon génie dans ma vie; je n'ai mis que mon talent dans mes œuvres.“ Die dennoch, Gedichte und Märchen, dauern werden. Auch Bernard Shaw flößt in England noch auf Widerftand. Er ift vielleicht der geiftreichfte Menfch, der heute fichtbar lebt, der wichtigfte, der nach Heine gelebt hat. Nur: feine Pyrotechnik ermüdet das Auge fchnell. Wie, nach Hegels Wort, die Franzöfifche Revolution, ftellt auch diefer Kette Alles auf die Bernunft, alfo auf den Kopf; und das Vergnügen, die von Angftfchweiß feuchten Socken der Helden zu riechen und das Zappeln verkehrter Gedanken zu fehen, währt nicht lange. Ein fpitzer, kalter Geift, an dem man fich wundreiben, in Winternöth fich nicht wärmen kann. Einer, der aus dem Buch, von Hirn zu Hirn, ftärker wirkt als von der Bühne her. Einfachen Seelen bietet er nichts. Den Philifter zu verblüffen: Das fcheint feines Ehrgeizes höchstes Ziel. Drum Sozialdemokrat, Britenverhöhnner und Shafefpearehaffer; drum immer neue Vermummung. Doch der Geiftreichfte überlebt feinen letzten Tag nicht, wenn Einfalt ihn nicht im Herzen hegt, die Mutter zum Kind nicht fpricht: Der war mir ein Tröfter.

So fiehts heute aus. Dreißig Jahre nach dem Traum der Cerebralswell hat Wesentliches fich nicht geändert. Bierzig Jahre nach Laines Behruf ift aus der Wüftenei nicht fetze Weide geworden. „Die englifche Komoedie verglimmt; nur die Poffe leuchtet noch hell. Die Karikatur überlebt die Malerei: die Zeit der Reynolds und Gainsborough ift dahin, aber wir lachen noch über den Punch. Englands Bühne ift leerer als die irgendeines anderen europäifchen Landes und die gute Gefellfchaft räumt ihre Schaufpielhäuser dem großen Haufen. Warum? Weil die Gefellfchaftform und die Geiftesart, von deren Gnade die Bühne gelebt hatte, verfchwunden find. Der ftrohende Ueberreichtum blich fchnell konzipirender und affoziiirender Hirne fand feinen natürlichen Ausdruck in einer von redenden Menfchen dargestellten Handlung und fchuf drum das Britentheater der Renaissance. Die Komoedie des fiebenzehnten Jahrhunderts wurde von dem Bedürfnif einer polirten Gefellfchaft gefördert, die an höfifche Repräfentation und Salonschauftellung ihrer Künfte gewöhnt war und

auf der Bühne gar zu gern ihre Luxuszimmer und ihr zierliches Geschwätz wiederfinden wollte. Die Hofpracht verbleicht, die mimische Erfindung stockt: mit dem wahren Drama und der wahren Komödie ist seitdem aus; nicht die Bühne ist nun ihre Stätte, sondern das Buch. Denn heute lebt man nicht mehr, wie im gestickten Kleid die Herzoge Ludwig des Bierzehnten und Karls des Zweiten, vor Aller Blicken, sondern in der Familie oder vor einem Arbeitstisch; und in der Zeit, wo die bürgerliche Lebensweise die höfische abgelöst hat, muß der Roman das Theater ersetzen.* Muß? Diese Sätze trippeln über die Oberfläche hin und sind allzu summarisch; dennoch erwägenwerth (und nicht etwa nur, weil Taine sie würdig fand, das Kapitel über die Restauration zu schließen). Der Versuch, das Theater von draußen her zu reformiren, ist nie gelungen und kann nie gelingen; so wenig wie der, unter nordischem Himmel Tropenfrucht zu züchten oder von leichtem Boden zu ernten, was nur schwerer trägt. Das Theater ist das Produkt einer Volkswirtschaft, ideeller und materieller, und deshalb nicht von eiferndem Willen zu erzwingen noch in seines Wesens Grund zu ändern. Wie des Baumes Frucht, wie Gedanke und That des Menschen ist es nothwendig; sonst fehlt ihm die Wurzel, das Fundament und nach kurzen Tagen erkünstelter Herrlichkeit sinkt es in Trümmer. Nicht darauf kommts an, ob ein Irving Dieselb ersehnt, ein Archer Jones erschmeichelt; auch darauf nicht, ob ein Jones mit sicherem Ton verkündet, der Realismus sei für die Bühne tot, nur für die Materialsammlung und die Skizze noch zu brauchen und das Theater wieder die Hochburg der Phantasie und Mysterienstätte geworden. Sondern nur auf die Antwort, die der Frage gefunden wird: Wie sieht die Gesellschaft aus, die im Theater sitzen, es ernähren, sich seiner freuen soll? Nur darauf; mögen tausend Artisten, Dilettiren, Reformkleidmacher noch so laut widersprechen. Dem Hellenen war das Theater Tempel und Volksfestplatz. Dem Briten-adel Elisabeths Spiegel einer sich weitenden, Chronik einer versinkenden Welt. Dem Hof Ludwigs die Hohe Schule der Passionen und ein leckeres Dessert nach schwerer Kost. In Athen, im London der vielgeliebten Jungfermajestät, in der Residenz des Sonnenkönigs hatte das Theaterpublikum (wenn mans so nennen darf) einen Pulsschlag; war es im Wollen und Weigern einig. Die selbe Rasse, der selbe Glaube, die selben sozialen und kulturellen Lebensbedingungen. Und das Theater war nicht auf das Geld dieses Publikums angewiesen; nicht auf die kleinen Beträge, die tausend Einzelne auf den Kassentisch legen. In Athen Massenweihesfest, in London und Paris Elitevergnügen; später noch hier frommes Mysterien- und Strippenspiel, dort Mesh- und Vorfaßtenkurzweil. Immer und überall so, wie die Kunden, die Abnehmer der Spielwaare, es

wollten; wollen mußten. Solls heute nun anders sein? Bei Beerbohm Tree, Bindham, Forbes Robertson und ihren fetten und mageren Konkurrenten sitzen Männer, die den ganzen Tag hastig gearbeitet und morgens, mittags, abends Zeitungen gelesen haben. Depeschen aus allen Zonen. Rebellion in Indien. Revolution in Persien. Krieg in Afrika. Krach in Amerika. Ein Schlachtschiff gesunken; drei Millionen Pfund, zwölfhundert Menschen in die Tiefe versenkt. Mißernte, die morgen vielleicht das Vermögen halbiert. Eisenbahnkatastrophe. Massenstreike. Aussperrung. Attentat. Kommt Rußland zu Ruhe? Bagt Japan die Expansion nach Westen? Findet der Witwatersrand nie wieder einen Markt? Wird im Herbst das Geld noch theurer? Läßt die Weltkonjunktur wirklich nach? Mord, Elend, Pestilenz, Feuererboth, blutige Unzucht: wohin das Auge fällt. Vor hundert Jahren schrieb Schiller mahnend, auf ihrer Schattenbühne müsse auch die Kunst jetzt höheren Flug versuchen, „soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.“ Und was erfuhr in Weimar, was in Berlin selbst der Bürger! Wie langsam sickerte ihm von Bonapartes Sieg und Preußens Niederlage die Kunde zu! Wie eng war seinem Blick das Erdrund begrenzt! Heute blühts von allen Kontinenten herüber. Wird von früh bis spät an allen Nervensträngen geklinzelt. Da sitzen sie (die paar Mähiggänger zählen kaum). Haben sich von den Spuren des struggle gesäubert; das Abendkleid angezogen, gegessen und getrunken; sich ins Automobil gesetzt; durch Wagengeträuel und Menschendickicht den Weg gebahnt; wie auf unsichtiger See war, wenn im Nebel die Sirenen heulen. Hier wird eine neue Nachtausgabe ausgerufen; was mag's wieder sein? Dort biegt der Chauffeur in der letzten Sekunde noch dem einherdonnernden Benzinomnibus aus. Endlich. Die dritte Loge. Händedrücke. Politisches aus dem Klub. Börsenschlußberichte. Jakob Schiff fürchtet, daß Japan wild wird? Harrimans Concern . . . Das Spiel beginnt.

Was soll es bieten? Geizige Abbilder des Lebens, gemeiner Wirklichkeit? Die Herren (auch die Damen, die in anderem Interessenkreis wohnen, deren Kopf aber nicht freier, deren Nervencentrale nicht minder belastet ist) würden sich schön bedanken. Vom Leben haben sie gerade genug. Die Aestheten nur, die am Schreibtisch geschwitzt, beim Liebchen gegirt oder im Kaffeehaus gelungert haben, fordern die tranches saignantes de la vie. Die Anderen nicht; weder Unternehmer noch Lohnarbeiter. Was also? Die Lösung kosmischer Räthsel? Zu müde. Literatenpsychologie? Langstielig. Sozialkritik? In der Fabrik, auf der Werst hat mans zum Ueberdruß. Ibsen und Ibsens Geschlecht? Düster und monoton; keine elegante Frau; Familiengerippe, daß man sich vor dem Nachbar schämt; ein Weibchen, das Wechsel fälscht und verherlicht

wird; eine Lady, die ihrem Mann, einem Kammerherrn, entlaufen ist, sich was drauf einbildet und nur bedauert, daß der stramme Pastor sie damals nicht als Bettischätzchen wollte. Unmöglich. Heitere oder dröhnende Musik. Hübsche Mädchen in theuren Kleidern. Glanz und Feierlichkeit. Bunte Bilder aus der Historie. Oder starke Effekte, deren Bedräng die Hemmung im Hirn ausschaltet. Riskenmaschinen oder niedliche Säckelchen. Wagner: da dämmert man lange Strecken hin und wird mit der Faust aufgerüttelt, wenn der Feuerzauber, das Schmiedelied, der Trauermarsch anhebt. Opern, auf die man erst zu hören braucht, wenn die Stars aus der Coulisse treten. Shakespeare sogar: da ist was zu sehen und was zu lächeln, ist viel Musik, bunte Komparserie und (bei so alten Sachen) keine Aufregung mehr. Oder Blitz in einem behaglichen Drawing Room. Oder eine wilde Geschichte mit Suggestion und Halluzination, Hängen und Würgen. Dieses Schauspielhaus ist kein Tempel, kein Volksfestplatz; auch nicht die Vergnügungstätte der Privilegirten. Dieses Publikum ist im Glauben und Wollen nicht einig; scheint gar nicht von dem selben Stamm. Der Mann von der Straße, der auf's Nachtmahl verzichtet und ein Galeriebillet erkämpft hat, ist dem Paar in der Loge ferner als ein reicher Russe, Kleinasiat oder Peruaner; an Bildung, Gewohnheit, Gefühlsinhalt fremder. D'Israëlis zwei Nationen. Und Allen soll doch das aufgetragene Gericht munden: denn Aller Geld muß in den Kasten. Schmeckt's auch nur einem Theil nicht, dann bleibt der Saal halb leer. In Athen, noch im Globetheater und im engen Haus Molières ging's bequem. Das Volk oder dessen souverainer Herr bezahlte die Zechen. Die war nicht hoch. Heute kostet jeder Abend viertausend Mark und noch mehr. Die müssen herein; denn „unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht.“ Also Massenspeise und doch ein Tafelgeräth, das dem Vermöhtesten imponirt. Ibsen und Maeterlinck? Am dritten Abend muß man die theuren Plätze verschenken; und ein Stück, das nicht einen Monat lang auf dem Zettel steht, gilt als Niets, nach der Keiner langt. Nichts zu Reales und nichts zu Subtiles. Nervenpeitsche oder Lachmuskelmassage; Augenweide oder Opium. Das lockt und zieht. Die zweite Frau Tanqueray war Modesache („Wir haben auch unseren Naturalismus“) und blieb immer noch Schnürbodenarbeit, blieb derbes Theater. Das wird verlangt. Wer's weigert, kann die Bude schließen und seinen Leuten den Monatslohn schuldig bleiben.

... Ungefähr um die selbe Zeit wie die Briten träumten auch ein paar Franzosen von der Theaterreformation. Deren Traumgebild hatte freilich andere Form und Farbe. Frankreichs alte Theaterkultur ward ja nie unterbrochen. Als Bonaparte auf dem Thron der Louis saß, blieb Talma sein Günstling

und Anstandslehrer. In Moskau gab der im Kreml Friedende der Comédie die Verfassung. Auf Saint-Helena sprach er wie ein Lundiste über Voltaires gedunsenen Propheten und Almagivas Kammerdiener. Fast jeder Franzos lebt die pariser Bühnenvorgänge mit; fast jeder war, noch am Refong und in Neufaledonien, verstimmt, wenn der Temps mit Sarcens Theaterchronik mal ausblieb. Uralte Ueberlieferung, die im Blut sibt. Plöghlich aber in die Müllgrube sollte. Nur der Tragikomiker, der die Typen des Geizhalses und des Heuchlers, des Misanthropen und der Pretiosen geschaffen hat, blieb in der Glorie; beinahe alles Andere war werth, zu Grunde zu gehen. Vorende Hunde, rief Goncourt, werden unsere Schandstücke verdrängen, die ich mit meinen (fügte er, laut genug noch, hinzu) so gern doch längst verdrängt hätte. Les planches ont vides, schrieb Zola, als er Zeden, der je einmal auf diesen Brettern stand, niedergesäbelthatte. Das Konservatorium kastriert die Talente oder lähmt sie wenigstens für Lebenszeit durch Kafennendriß. Die Dramatiker sind, von Hugo bis zu Dumas und D'Ennery, schlaue Schwindler. Das Theater fordert eine Spezialbegabung? Unsinn. Ein Gorilla hat, um die bebrillten Enkel zu foppen, die Legende von dem don du théâtre erfunden. Ein Stück braucht nicht gut gemacht zu sein. Solß gar nicht. Sonst taugtß für Labarins Puppenspiel. Nur Natur brauchts, den rauhen Hauch der Wirklichkeit: dann fragt nur ein Schulfuchs noch nach der Wache. Weg die Bindfaden, die groben oder feinen Intriquen, den elenden Krimstrams einer spannenden Handlung! Straßenkehrergeschmack. Wisß wollen Menschen sehen, wie wir sie kennen, ihr Reden und Thun an unserer Lebenserfahrung messen; die vérité vraie packen und auf die Schaubühne schleppen, die ganze grasse Wahrheit des Alltages, und nicht ruhen, bis das illuminierte Bild in jedem Zug der Wirklichkeit gleicht. Dann wird im Theater Jedem die Erinnerung an das Theater schwinden. (Das ist unser höchstes Ziel.) Dann pfeifen wir auf die Kniffe der Lieblinge von gestern und heute. Dann wird das D von Holz zur Arche, aus der das Leben krißbelt, auf deren Bord das Menschengethier sich en plein air paart, gebiert und verreckt. Anno Hernani wars immerhin glimpftlicher zugegangen.

Ein Schlachten wars. Doch wie oft die Messer auch vor den Cassern die Hände wuschen: kein Kadaver deckte den Ager. Papierne Todesurtheile, die nie vollstreckt wurden. Tinte, nicht Blut floß. Die scharfe Zunge traf, nicht des Schwertes Schneide. Den wilden Männern öffnet sich da und dort leis ein Bühnenpörtchen. Weder Goncourt noch Zola konnte zwischen Leinwänden wirken. Theresie Raquin schien ungeschickter D'Ennery und das künstlich aufgezüchtete Rosenknöspchen, das Vaudeville eines wihlosen Kopfhängers, welkte

im Rampenlicht. Der Putz kam von anderer Seite. Alles Gelärm der Artisten und der Kryptoromantiker, die sich für Naturalisten gaben, schmälerte den Dumas und Augier, Sardou und Pailleron nicht den Säkel. Aus dunkler Tiefe aber kletterte nachts Einer herauf, der einer neuen Kunst ein neues Reich erobern wollte; fern von dem Glanzbezirk der Anerkannten, der Mächler und Waffenlieferanten. Der Unterbeamte Antoine gründete das Théâtre-Libre.

Ein Barbar? Ein Theater talent ersten Ranges. Einer, der zum Herrn geboren war, nicht zum Diener; und auf unbegangnem Pfad deshalb schnell die Höherklimmen wollte. Ein Finder, Erzieher, Organisator von fast untrüglichen Bretterinstinkt. Das blieb noch lange verborgen. Ein Wunder schiens: und der Wunsch zeugte geschwind nun den Glauben. Spielt diese junge Truppe, die sich aus Amtschreibern und Kaufmannsgehilfen, aus Ladenmädchen und Portiertöchtern rekrutirt, nicht eben so gut wie jede durchs Conservatoire gefiebte? Nicht besser? Viel besser. (Dabei zu de erstens vergessen, daß sie einen genialen Drillmeister hatte; zweitens, daß jeder Entschüchterte, wenn er nur weislich an die richtige Stelle gebracht wird, in einem Naturalistenstück seinen Mann steht; daß dazu eben nichts gehört als der Muth, sich mit all seinen Unmanieren und Wesenswarzen zu geben; daß noch das älteste Hoftheatermöbel solche Stelle brav ausfüllt.) Und diese Dramen! Die überstinken ja noch das Leben. Nach Sardous Leimgeruch und Feuillet's Veilchenseifenparfum eine wahre Bonne. Solche Werke führen die großen Theater nicht auf? Natürlich. Wäre ja das Ende der geschminkten Herrlichkeit. Die alte Verschwörung der Mittelmäßigen gegen das Genie. Die Direktoren nehmen nur, was die renommirte Firma liefert. Die Kritiker lobens und lassen die Zungen nicht auskommen. Das Publikum hat keine Wahl und löffelt die Bettelsuppe herunter: sonst bliebe der Magen ihm leer. Seht aber wirts anders. Endlich. Die Freie Bühne lehrt bald auch die Blinden sehen. Was sind Mounet Sully und Coquelin neben Antoine? Schwaches Fabrikempire neben dem Meisterstück aus einer Künstlerwerkstatt. Wie sehen die Feuillet, Dumas, Pailleron neben unseren Hennique, Ancey, Jullien aus? Wie mottige Perrücken neben der Mähne des jungen Helden. Allons, enfants... Die Große Revolution ist auch heute noch längst nicht zu Ende; wieder dämmert ein Thermidor tag.

So weit war's, als das Jahr 1890 begann. Nach dem Zusammenschluß schon ein nutzbares System bereitet. Die Jugend hatte sich nicht nur in der Heimath organisiert, sondern auch mit dem Ausland Affekuranzverträge geschlossen. Schema: Wie Du mir, so ich Dir; lobt Ihr uns, so loben wir Euch. Im Zeichen des raschen Weltverkehrs war's möglich. Die Alten, Lamartine so

gut wie Keller, Carducci so gut wie Henje, waren draußen fast unbekannt geblieben. Jetzt ging an der Donau das Gegaßer los, wenn auf Montmartre ein Ei gelegt war; ehe noch Jemand wissen konnte, welches Thierchen aus der Schale kriechen würde. Ein Moderner: Das genügte. Und während es von Ost und West Hymnen hagelte, thaten die Zungen, als seien sie gehohlet, vereinsamt, um jede Gelegenheit zum Siege geprellt. Das gehörte zum System. Zu dem der Bretterprätendenten noch Mancherlei. Die Alten sind Hofenmäße. Haben nie was gekonnt und versteinern nun in ihrer fruchtlosen Rede. Bilden mit ihren spizen Ellbogen aber noch immer eine Knochenkette, die uns den Durchbruch wehrt. Die Kritiker sind von ihnen bestochen. Deshalb plärren sie jede Woche das Lied von den unverjähren Regeln und den gut gemachten Stücken. Als ob die starke Persönlichkeit je Regeln anerkannt, ein echter Künstler sich je zur Nache erniedert hätte! Regeln sind für Herrn de la Palisse: wir schaffen sie ab. Wenn das Drama bisher seine besonderen Gesezte gehabt hat: wir werfen den Plunder in die Rumpelkammer. Aristoteles und sein Nachtrag? Könnte uns passen. Die Technik des Dramas hat sich in Jahrtausenden kaum geändert? Schlimm genug. Wir sackeln nicht lange. Sophokles, Shakespeare, Racine hatten ihre Zeit. Jetzt kommt unsere. Sind die Stücke bisher über einen Leisten geschlagen worden: wir machen sie, wie es uns beliebt. Und damit Basta, Banausen!

Hier könnte sich ein Mißverständnis einschleichen. Das französische Drama der achtziger Jahre war nicht etwa stark, nicht etwa als Gattungsmuster vor Zintengeriesel zu schirmen. Zu viel Konvention und zu wenig ernste Kunst. Die Drähte zu dick und die Psychologie zu dünn. Hinten und vorn Parisianismen und nirgends urwüchsigte Menschlichkeit. Genug also zu tadeln. Durchschnittsernten. Da Niemand gehindert ward, Talent zu haben, konnte der nächste Lenz den Erlöser bringen. Der hätte dann durchs Beispiel gezeigt, wie ein starkes Drama ausfieht. Das bis heute eine Rarität war. Wie viele reisten denn seit den aischylichen Tagen? Das große, durch die Zeiten dauernde Drama ist ein Wunder, das man nicht von jedem Kalenderheiligentag hoffen darf. Wer ein Theater haben will, muß stets bitten, daß ihm sein tägliches Brot beschieden sei. Und ranzig war die pariser Hausmannskost nicht. Dumas fils: der Vorredner moderner Kunst; kein Bildnergeist, doch ein kluger und tapferer Mann, der sich vor dem schwersten Problem nicht duckte und das sozialpsychische Bedürfnis von übermorgen witterte; die Kameliendame gehört zu den kräftigsten Theaterstücken der Weltliteratur, Demi-Monde giebt eine allerliebste Sittenschilderung und Francillon ist als Typus eines Dichters würdig. Kugler: ein wackerer Handwerksmann; auf den Brettern der Exponent des Liberalismus; als Ba-

ter Skoyers und Poitiers für ein Jahrhundert unsterblich; ein Erfindertalent, von dessen Erbe unsere Sudermänner noch heute zehren. Feuillet: süßlich, aber gewandt; der jeune homme pauvre hat millionen Herzen gerührt; und ist der Mann von Eisen nicht ein ganz stattlicher Ahn des Konsuls Bernick? Pailleron: wer die amoralische alte Herzogin und den Roosevelt-Professor Bellac geschaffen hat, kann sich sehen lassen. Sardou: ein Theatergenie, das die Coulissensterne heller glühen lehrte; La Haine ist ein achtbares Drama, Rabagas steht nicht allzu tief unter Figaro, die ersten beiden Akte von Divorçons sind Charakterkomoedie großen Stils; und welche anständige und anmuthige Lustigkeit in Nos intimes, Pattes de mouche und manchem anderen Plauderstück! (Daß er starke Mimen gut bedient hat, würde der hamburgische Dramaturg an ihm loben, nicht rügen.) Meilhac: ein Salonsatiriker, wie wir keinen je hatten, und manchmal der Grenze des aristophanischen Reiches sehr nah. Noch Andere wären zu nennen. Am Ende doch mehr, als eine Durchschnittsernte bringt. Daß sie nicht Shakespeare noch Molière seien, durfte man den berühmten Herren (die sich übrigens selbst nicht dafür hielten) getrost immer sagen. Was gerecht, sie als unfähige Gauner anzuprangern? Jedes Volk kann froh sein, wenn der Theatertrug solches Futter bietet. Das Geschäft ging und die Bühnenkunst (die man nicht mit der Dramenliteratur verwechseln darf) gedieh recht stattlich. Die Sungen bestrittens. Fochten auch nicht überlebte Konvention an, sondern die Lebensbedingung des Theaters, das nur als Massenkunst ein Recht des Daseins hat. Warum? Weil sie diese Bedingung nicht erfüllen konnten und doch da herrschen wollten, wo die lästigen Alten noch thronten. Der Masse, der Volksgemeinschaft hatten diese Aestheten nichts mitzutheilen: also mußte das Theater intim werden, ein Esoterikvergnügen. Eine Handlung vermochten sie nicht zu erfinden und von der Thalsohle auf den Bergscheitel zu führen: also mußte die Handlung verpönt und zum Nothbehelf frecher Spitzbubenkunst gebrandmarkt werden. Brunetière, der tapfere Kritiker, um den wir jetzt trauern, hat ihnen damals geantwortet: „Menschenbilder giebt uns der Moralist und der Psychologe, Bourdaloue und Labruyère so gut wie Molière; die Satire kann die Lächerlichkeit geißeln und so die Sitten bessern; Darstellung der Leidenschaft ist die Aufgabe des Romans. Mais ce qui n'appartient qu'au théâtre, ce qui fait à travers les âges l'unité permanente et continue de l'espèce dramatique, si j'ose ainsi parler, ce que l'histoire, ce que la vie même ne nous montrent pas toujours, c'est le déploiement de la volonté: et voilà pourquoi l'action demeurera la loi du théâtre, parce qu'elle est enveloppée dans son

idée même.“ Wer dem Drama die Handlung, äußere oder innere, nimmt und es, mit frevler Berufung auf große Namen, in die Pflicht der Zustands- schilderung pfercht, bricht ihm das Herz aus. Nebenschöpfung mag es dann noch treiben; zur Kronenhöhe aber wächst es mit solchem Defekt nie empor.

. . . Was in Paris geschehen ist, braucht nicht so ausführlich erzählt zu werden wie ein londoner Erlebnis. Jeder Zeitungsleser weiß, daß auch dieser Reformatorenversuch mißlungen ist. Das Gräueltück kam, die schamlose comédie rosse; dann von Zeit zu Zeit ein Symbolistenexperiment. Ein Häuflein, Ernste und Snobs, ließ sich peitschen, ins Gesicht speien, mit Unflath traktiren, von Spahvögeln im Nyctagogenwald anpfeifen. Nicht lange. In den großen Theatern war Alles in alter Ordnung geblieben. Der Franzose ist in seinen Gewohnheiten hyperkonservativ. Er baut sein Haus, wie der Großvater seins baute, war für Möbel modern style nicht zu haben und schüttelte den Kopf, da er hörte, daß SchauspielhausfollenunMarkt, Spital, Raubthierläufig, Nichtstatt und Sekten- tempel sein. Die Schlammfluth verrann und das Häuflein lichtete sich. Wer spricht noch von Hennique, Aucey und Zullien? Antoine, der schon in seinem Haus richtige, tüchtige Theaterstücke gab (Bear, „Die Ehre“, „Alt-Heidelberg“; jedes Kaliber), ist jetzt Direktor des Odéon; der Rebell Leiter des Staatstheaters für die reifere Jugend. Brieux, Lavedan, Wolff, die sich ein Weilchen absurd geberdet hatten, lernten längst einsehen, daß im Dramenrevier die Gesetze stärker sind als alle Menschenwillkür. Statt der Dumas, Sardou, Pailleron herrschen jetzt die Donnay, Mirbeau, Hervieu. Ihre Stücke sind nicht stärker als die der Vorgänger; auch nicht naturalistischer; haben nur den Ton anderer Gesellschaftsmode. Rostands Cyrano kam aus dem Lande des Ray Blas, erinnerte an Scarron, an die Musketiere des Papa Dumas: und erfuhrte mit seinem Raufdegen doch den größten Erfolg langer Jahrzehnte. Capus ist ein pariserisches Bauernfeldchen (ohne die altwiener Siftunkräuter) und wird an roßigen Nichtigkeiten steinreich. Nichts ist im Wesen verändert. Nur geht das Geschäft nicht mehr ganz so glatt. Aber das Theater hat auf der ganzen Linie gesiegt. Dem Sturm der Schaar, die es enttheatralisiren und dann für sich belegen wollte, widerstanden. Und, nach kurzer Wirrung, den Weg in die Gunst der Kundtschaft, ohnen deren Geld es nicht leben könnte, wiedergefunden.

In Berlin ist's noch nicht so weit. Ein magere's Theaterjahr als das endende hatten wir selten. Autoren und Direktoren wissen kaum mehr, was verlangt wird. Von der berlinisch-deutschen Theaterkrisis wird noch zu reden sein.



Französische Kunst.*)

Was gefällt uns an der französischen Kunst?

Der Eine erwidert: Die schöne Farbe; der Andere: Die Eleganz des Vortrages und der flotte Schmiß; der Dritte: Die Gourmandise dem ewig Weiblichen gegenüber oder die Frechheit im Eynismus. Man könnte die Kette solcher Eigenschaften noch um das Vielfache verlängern, ohne den Enthusiasmus zu rechtfertigen. Doch giebt es eine französische Kunst, die von solchen Attributen nicht charakterisiert wird; und nur sie steht in Frage. Unsere Zeit bringt es mit sich, daß überall die werthvollen Elemente im Hintergrund bleiben. Der Deutsche versteht unter französischer Kunst, was er alljährlich im Salon und in den Zeitschriften sieht, die sich Monate lang mit diesen „Aktualitäten“ beschäftigen, oder was er am Boulevard bemerkt. Im Louvre absorbiren die berühmten alten Bilder sein Interesse. Die glänzende Sammlung französischer Kunst im Louvre ist zerstückelt und zum großen Theil in Räumen untergebracht, die den meisten Fremden verborgen bleiben. Das Musée de Luxembourg, die moderne Galerie, ist dritten Ranges. Das Werthvolle steckt zum großen Theil in Privatmahlungen und ist über die ganze Welt zerstreut. Was bis vor kurzer Zeit in Deutschland gezeigt wurde, war nicht geeignet, einen rechten Begriff zu geben. In die großen öffentlichen Ausstellungen gelangte meist nur Marktwaare. Die Künstler, die sich vom pariser Salon fernhielten, hatten noch weniger Lust, die Ausstellungen des Auslandes zu besuchen, zumal sie Niemand dazu aufforderte. Die größten unter ihnen waren noch vor wenigen Jahren bei uns so gut wie unbekannt. Es ist noch nicht zehn Jahre her, daß ich von dem Präsidenten einer großen Internationalen Ausstellung, einem bekannten deutschen Maler moderner Richtung, der in Paris studirt hatte, auf meinen Vorschlag gebeten wurde, einen Renoir-Saal zusammenzubringen. Als ich, nicht ohne Mühe, mit Hilfe der besten pariser Sammler ans Ziel gekommen war, wurde mir in epter Stunde bedeutet, man habe nicht Renoir gemeint, sondern Renouard, den Zeichner. Für den von mir vorge schlagenen Künstler sei Deutschland noch nicht reif. Renoir war damals den Sechzigern nah; und Renouard hat in seinem Leben noch nicht ein Blatt von der Güte eines mäßigen Mangel gemacht.

Witterweile sind die Bilder der Impressionisten theuer geworden und dieser Umstand, der das kapitalkräftige Berlin reizt, wird in anderen Centren zum unübersteiglichen Hinderniß. In Berlin aber nimmt die plutokratische Toleranz die heterogensten Dinge auf; die Frage ist, ob mit Nutzen. Man kaufte gestern Manet, kauft heute Courbet, morgen Signac. Vermag der Laie, der nicht mit dem eigentlichen Körper der französischen Kunst vertraut ist, solche Extremitäten, wie Van Gogh

*) Ein Fragment aus dem Buch „Impressionisten“ (Gauguin, Manet, Van Gogh, Pissarro, Cézanne), das Herr Julius Meier-Graefe in diesen Tagen bei R. Piper & Co. in München erscheinen läßt. Interessant ist Meier-Graefe immer. Hier steht er auf seinem eigenen Boden. Das Buch (das sechzig schöne Abbildungen zieren) ist brillant geschrieben; und das in der vielbewunderten, vielbesprochenen „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“ von Meier-Graefe über die hier behandelten Phasen des Impressionismus Gesagte wirkt daneben wie die Skizze neben dem ausgeführten Bild. Das Buch ist die ernste Arbeit eines kenntnißreichen Kulturpioniers; die beste, scheint mir, dieses kranken Drängers.

und Gauguin, die heute auf der Tagesordnung stehen, wirklich zu schätzen? Ich habe oft und stets vergebens gerathen, organische Ausstellungscyklen zu veranstalten, bei Géricault und Delacroix anzufangen, dann die Fontainebleauer und Corot zu zeigen, dann Courbet und die Impressionisten. Bis man zu den Jüngsten käme, müßten die Vorgänger genau verstanden sein. Die fixen Leute, die ohne Einsicht in solche Zusammenhänge fertig zu werden glauben, sind gerade die, deren überreifes Urtheil, selbst wenn es liberal ist, zur Verwirrung treibt. Der Snob, dem eines schönen Tages ein Cézanne unverhoffte Eindrücke bereitet, ahnt nicht die sehr viel tieferen Freuden, die das Eindringen in den Organismus der französischen Kunst erschließt.

Zur Ausbildung einer modernen Kunst brachte Frankreich die denkbar glücklichste Vergangenheit mit. Von der pariser Schule des vierzehnten Jahrhunderts an, in der vielleicht Jan van Eyck lernte, bis zum heutigen Tage fließt die französische Malerei in einem ununterbrochenen Strom. Das siebenzehnte Jahrhundert, das unsere Blüthe brach, war für Frankreich eine segensreiche Zeit, auch wenn seine bedeutendsten Maler von Rom aus wirkten; und im achtzehnten, als bei uns so gut wie nichts mehr existirte, errang es die Hegemonie, vor der sich die Welt beugte. Die Revolution amputirte das Dichtuithiémé. Aber so groß der materielle Verlust war: der Schlag ist mit dem, der uns im siebenzehnten Jahrhundert traf, nicht zu vergleichen. Vor Allem war es kein Krieg, keine von außen auf das Volk eindringende Willkür, sondern ein selbst gewolltes, lange vorbereitetes Schicksal, eine siegreiche Kraftprobe, die so viele moralische Besitzthümer frei machte, daß dem Opfer nur die Bedeutung eines Aberslasses bleibt. Die Operation war notwendig. Das Dichtuithiémé war schließlich überreif geworden und legte der Persönlichkeit zu schwere Abgaben auf. Das Volk war zu begehrlieh, um weiter an der von fern gesehenen Hofkunst Genügen zu finden, der Einzelne zu selbstbewußt geworden, um sich einer strengen Formel zu unterwerfen. Indem Frankreich das Königthum abschaffte, öffnete es der Kunst den Weg ins Freie. Napoleon war das vor schnelle Resultat der neuen Zeit, ein Zeichen, wie gesund die Operation gewesen war, mehr das auf den Thron erhobene Persönlichkeitsbewußtsein als ein Imperator, wie wir ihn mit unseren Auffassungen des monarchischen Prinzips zu denken gewohnt sind. Er diktirte keine Kunst, die nicht der Nation in diesem äußerst bewegten Augenblick paßte; war dafür selbst zu sehr Theil ihrer kunstschöpfenden Triebe. Kein willkürlicher Einfall trieb das Empire zur römischen Imitation; man nahm die Form, die dem aus Höchste gestiegenen Selbstgefühl entsprach und überdies der lateinischen Rasse im Blut lag. Als eine feste Formel daraus zu werden drohte, wurde David mit seinem Herrn des Landes verwiesen. Seine Zucht hatte gerade lange genug gedauert, um den Jungen Frankreichs klar zu machen, daß kein Nezept dieser Art ihnen die in der Revolution verloren gegangenen Regeln ersetzen könne. Aber auch die Brutalität eines Gros war dazu nicht im Stande. Sie drohte, als der kriegerische Anlaß vorbei war, die heldenhafte Energie in hohles Pathos zu verwandeln. In diesem kritischen Moment, als der Genius des Volkes unbedingt nach einer adäquaten Form für die unabhängige Gesinnung verlangte, wurde der Jugend das feindliche England zum unerwarteten Helfer. Bonington, der Schüler von Gros, der Freund Géricaults und Delacroix', selbst mehr zu Paris als zu England gehörend, zeigte den Weg. 1821 ging Géricault nach London. Drei Jahre darauf erschienen die Engländer mit Constable an der Spitze im pariser Salon. Der Ein-

druck auf die jungen Maler war dem Entzücken ähnlich, mit dem einst die Italiener die ersten Meisterwerke des Nordens, die nach dem Süden kamen, begrüßt hatten. Genau was die Suchenden brauchten, war in England, abseits von der Akademie, abseits von der feudalen Reynolds-Epoche und noch ferner von allem Klassizismus entstanden: eine auf persönliche Erfassung des Sichtbaren gegründete Kunst, die der Empfindung und dem Intellekt des Einzelnen überließ, was die Stilschulen für sich in Anspruch nahmen. Sie gewann die Form aus der Natur. Daß gerade ein Géricault, ein Delacroix die ersten Empfänger Constables wurden, nicht Landschaftler, keine stillen Lyriker, sondern umfassende Genies, die den ganzen Reichtum klassischer Kultur in sich trugen und alle hohen Werte der Malerei glühend verehrten: Das war nicht nur für sie, sondern für die Zukunft von unübersehbarer Bedeutung. So wurde von vorn herein der Anregung die Wörtlichkeit genommen. Weder Géricault noch Delacroix zeigten Formen wie Constable, Hügel mit Windmühlen wie Old Crome, Genreszenen wie Wilkie. Sie fahren fort, ihre Dramen zu malen. Géricault seine gewaltigen Reiter, Delacroix seine Historien. Aber sie malten sie von nun an freier vom Gegenstande, wie Constable seine Landschaften, mehr auf die Natur als auf die Einzelheit des Gegenstandes gerichtet, achteten darauf, daß ihr Temperament sich in die Vielseitigkeit der Wirkungen ergoß, die sie an Constables Harmonien bewunderten, daß die Bilder mehr von Licht und Farbe und von Kräftigen handelten, daß ihre Empfindung mehr der Darstellung im Material des Malers galt als der Romantik der Einfälle. Delacroix kam dabei zu seiner bei uns noch ungeahnten Größe, weil er, ähnlich wie Rembrandt, bei einem unbegrenzten Umfang des Ideologischen zur reinsten Abstraktion der Form gelangte. Niemand vor ihm, selbst nicht Rubens, sein größter Vorgänger, hat einen höheren Begriff des Malerischen, einen reicheren Ausdruck erwiesen. Er steht zwischen Constable und den französischen Landschaftlern vor 1830, den eigentlichen Erben des großen Engländers, wie der Engel mit dem Schwert am Paradies. Sein heißer Idealismus gab all den tapferen Streitern um die Wirklichkeit von Rousseau bis Daubigny das Geleit. Etwas von seinem Pathos steckt in der Einfachheit des Bauern Willets, glüht im Didicht der Diaz und Monticelli, besüßelt das pastorale Genie eines Corot und veredelt noch Courbets Materialismus. Auf Corot und Courbet baut sich eine neue Generation von Malern auf, aber nicht auf sie allein. Noch immer wirkt Constable, zum Beispiel: in manchen Navarin Manets, noch deutlicher später in Monet und Bissarro, die sich zuerst Corot eng angeschlossen. Stärkeren Einfluß erlangt Delacroix. Der ganze Kreis bis zu den heutigen Neo-Impressionisten verdankt ihm die Anregung zur Entwicklung des Farbigen, das keineswegs mit der Palette abgethan ist, sondern aus der weisen Verwendung der gegebenen Farbe durch den Auftrag entsteht. Während Courbet alle früheren Bilder seiner Nachfolger von Manet bis Monet in Schwarz taucht zu Gunsten eines altmeisterlichen Gepräges, wird der Geist Delacroix' zu der eigentlichen Triebfeder des impressionistischen Prinzips, treibt zur Auflösung aller überlieferten Begriffe, zur reicheren Ausgestaltung der Farben und Tonwerte, zur Differenzierung des Pinselstriches. Ohne Delacroix ist das „Déjeuner sur l'herbe“ Manets, sind die reifen Bilder Renoirs wie die „Loge“ und ähnliche undenkbar. Er giebt Cézanne den Ruch zu einer bis dahin unerhörten Synthese und ist selbst in der Koloristik eines Degas zu spüren, in dem sich Delacroix mit seinem Gegner Ingres trifft. Der folgenden Generation, der an einer

Vereinfachung der Malerei zu Gunsten einer großzügigen Dekoration gelegen ist, hilft noch einmal der selbe Meister. Van Gogh verdankt Delacroix, der ihm die Pracht seiner Teppichwirkungen erschloß, nicht weniger als Millet, der ihn den Umriss lehrte. Und daß auch Ingres, trotz der überwiegenden Bedeutung der Richtung Delacroix', nicht vergessen wurde, beweist Maurice Denis, dem die von Chaffériaux begonnene, von Puvis de Chavannes fortgesetzte Uebertragung der Arabeske Ingres' auf eine farbenfrohere Anschauung gelangt.

Und wie diese Meister, so hängen alle anderen, so weit sie Bedeutung verdienen, eng mit diesen und anderen Vorgängern und Nachfolgern zusammen, vermehren die Grade der Verwandtschaft und bestärken unseren Eindruck, in der französischen Kunst eine Familie vor uns zu haben. Aber wenn auch die Wiederholung, Fortsetzung, Verbreiterung und Vertiefung der selben Tendenzen für ihre Lebensfähigkeit sprechen: wir können daraus ohne Weiteres nicht den absoluten Werth der französischen Kunst folgern. Die Thatsache, daß eine Familie alt und weitverbreitet ist, beweist nicht unbedingt ihre Wirksamkeit auf weitere Kreise als die ihrer eigenen Sphäre; keinen Fall können wir daraus auf den Nutzen für uns Fernstehende schließen. Die Einsicht in diese Zusammenhänge könnte uns sogar dahin bringen, uns ganz von den Franzosen wegzuwenden und das Heil nur im Schoß unserer eigenen Familie zu suchen.

Aber bei näherer Betrachtung stellt sich der Vergleich mit der Familie in diesem engeren Sinn als verkehrt heraus. Die Zusammenhänge beschränken sich keineswegs auf die Eingeborenen, sondern ziehen alle möglichen fremden Elemente in den Kreis. Einige von ihnen deutete ich schon an. Ja, das Fremde überwiegt so sehr, daß bei einer strengen Analyse von einer urfranzösischen Kunst überhaupt nichts mehr übrig zu bleiben scheint. Und darin, so paradox Das klingen mag, liegt ihr Werth. Die Behauptung, daß Géricault ein großes Temperament, Delacroix ein großer Romantiker war, daß Courbet, Manet und seine Freunde und eine neue Natur brachten, giebt keine plastische Vorstellung von ihrem Werth. Auch der Hinweis auf den Individualismus ist an sich nie überzeugend, und daß man ihn bei den Franzosen immer braucht, beweist, wie wenig sie verstanden werden. Originelle Leute giebt es überall; vielleicht haben wir noch originellere als unsere Nachbarn. Man braucht nur etwas noch nicht Dagewesenes mit Farbe und Pinsel zu machen, um für eine Persönlichkeit zu gelten. Die Originalität an sich aber ist so interessant und so uninteressant wie jedes Kuriosum, das sich außerhalb unserer Erfahrungswelt stellt. Wir können darüber staunen, aber nichts damit anfangen. Die Originalität wird erst wirksam, wenn wir Beziehungen zu ihr finden und wenn sie sich auf Grund dieser Beziehungen als nützlich erweist, nämlich einen Fortschritt auf irgend einer der Bahnen der Kunst darstellt. Es ist daher weniger wichtig, zu zeigen, wie unabhängig ein Künstler ist, als: ob und wie er mit anderen Werthen zusammenhängt. Der Umgang eines Menschen, der uns schon im gewöhnlichen Leben manche Aufschlüsse liefert, wird hier entscheidend, sobald aus dem Umgang mit edlen Erscheinungen neue Werthe erschichtlich werden.

Ich zeigte im Wesentlichen den Umgang der Franzosen unter sich und hielt mich dabei an eine verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit. Die Beziehungen werden viel reicher, wenn wir betrachten, wie sich die selben Leute zu den Meistern der Vergangenheit verhalten. Selbst der ungläubigste Skeptiker erkennt mit mathema-

tischer Präzision den Werth einer Kunst, wenn er einsieht, daß sie die Kette von Genüssen verlängert, die von großen Künstlern der Vergangenheit begonnen wurde. Die Franzosen legitimiren sich nicht nur, wie wir sehen werden, durch die Alten, sondern es kann auch bewiesen werden, daß sie es sind, die uns die wesentlichen Werthe der Alten erst erschlossen haben. Gelingt dieser Nachweis, so ist der gesuchte Werth gefunden, ja, wir würden damit eine Befähigung besitzen, die geeignet ist, die ganze Geistesart der Gegenwart, so weit sie in der Kunst hervortritt, auf eine höhere Stufe zu stellen. Jeder Mensch mit gesunden Instinkten, der die Beschäftigung mit der Kunst aus idealen Rücksichten betreibt und damit in dem normalen Alter beginnt, das generösen Bethätigungen am Besten zugänglich ist, nämlich in der Jugend, wird mit seiner Kunstbetrachtung bei den Zeitgenossen anfangen. Von den Alten hält ihn das Museum ab. Er hat einen Widerwillen gegen das Systematische der Kunstpflege, nicht nur, weil das System manche Mängel aufweist, sondern zumal, weil er unfähig ist, die Wohlthat irgend eines Systems zu erkennen. Der Umweg zu seinen Idealen über die Wissenschaft ist ihm zu lang. Der Vortrag des Gelehrten scheint ihm nicht das Wesentliche zu treffen, das Buch über Kunst langweilt ihn, die Werke in den Galerien hält er für historisch. Er liebt die Kunst wie das erste Mädchen und wünscht, die Geliebte selbst zu entdecken. In der Kunstgelehrsamkeit erblickt er die Zumuthung, in die Wahl eines greisen Tyrannen zu willigen. Jede Formalisirung eines Interesses, das ihm im Licht reinsten Empfindung erscheint, stößt ihn ab. Er will seine Liebe nicht analysiren sondern begeistert sich daran, kraft seines jugendlichen Optimismus. Er will nicht empfangen, sondern geben, sich hingeben. Dafür bedarf er des Persönlichen des Werkes, nicht nur einer Eigenschaft, die ihm als Sonderheit erscheint; er muß einen lebenden Schöpfer vor sich haben. Er will Partei nehmen. Nicht gelehrte Schriften über vergangene Epochen bilden seine Lecture, sondern die Zeitung mit der Tageskritik. Hier kontrolirt er sein Urtheil, stellt sich zur Minorität, zu Gleichgesinnten des selben Jahrganges, und jedes neue Werk seines Lieblings, den er so unabhängig von Anderen, so isolirt wie möglich wählt, wird ihm zu einem Ereigniß.

Dieses Ueberwiegen des Interesses an Zeitgenössischen wird immer bleiben und es ist gar nicht zu wünschen, daß es anders wird; denn nur so wird der Enthusiasmus das erste notwendige Ungeflüm behalten. Die Forderung, die heranwachsende Generation solle mit der alten Kunst beginnen, würde die ganze Existenz des jugendlichen Kunstinteresses aufs Spiel setzen. Die ungeheuerliche Abneigung mancher reifen Menschen gegen die klassische Periode der Plastik rührt oft von der griechischen Stunde auf dem Gymnasium her; und dabei sind nicht mal immer die Lehrer daran schuld gewesen. Selbst wo sich der jugendliche Enthusiasmus auf zweifelhafte Objekte erstreckt, ist er noch zu preisen, weil auch die Bewunderung eines mäßigen Künstlers immer noch einen Schutz vor dem drohenden Materialismus anderer Freuden der Jugend darstellt und eine Vertiefung, die in glücklichen Fällen über den Auteur hinausgeht, bringen kann. Dennoch leuchtet ohne Weiteres ein, welche entscheidende erzieherische Rolle den Eigenschaften der zeitgenössischen Kunst zufällt. Diese ist nicht nur Symptom der Gestirnung der Gegenwart, sondern für die heranwachsende Generation der natürliche Hebel zum Anschluß an die Kunst überhaupt. Die Eigenschaften, die man am Bilde des geliebten Meisters entdeckt, richten allmählich den Blick auf die verwandten Vorzüge der Werke anderer, auch

der Meister der Vergangenheit. Entdecken wir dabei Beziehungen, so wird unsere erste Liebe gekräftigt und sie überträgt sich nach und nach mit auf die anderen Meister. Dem Enthusiasmus kommt die Logik des reiferen Alters zu Hilfe. Man beginnt, die anderen Künstler zu suchen: und so erweitert sich der Umfang der Liebe.

Alle großen Franzosen der Gegenwart, die der Mehrzahl meiner Landsleute auch heute noch als Gipfel eines rücksichtslosen Modernismus erscheinen, stützen sich ausnahmslos auf die in der größten Blüthezeit der Malerei geschaffenen Werthe. Freilich nicht als Epigonen, sondern als Fortsetzer. Nicht den Zweck entnahmen sie; den findet jeder starke Künstler nur in seinem eigenen Bereich. Constable sagte, der Maler müsse vor der Natur vergessen, daß es Bilder gebe, und dieser Grundsatz wurde die Regel aller seiner Nachfolger. Man sah die Natur nicht durch ein fremdes Medium hindurch, sondern trat vor sie selbst hin. Die Fontainebleauer trugen ihre Staffelei ins Freie und der Duft des Waldes, der von ihren Bildern ausgeht, wäre mit keinem Effektivismus zu geben. Corot, der Zauberer, sah noch als Greis in Auders, am Ufer der Oise, oder in Ville d'Avray an dem vom Walde geränderten Teich und malte, so lange die Sonne lachte. Und über Courbet wunderten sich die münchener Künstler nicht wenig, da er im Herbst 1869, als es schon recht kalt war, am Starnberger See den halben Tag vor der Staffelei im Freien aushielt. Daubigny wohnte in einem Haus, das er sich auf einem Schiff gebaut hatte, um der Natur näher zu sein. Manet ließ sich, als ihn bereits sein tödtliches Leiden befallen hatte, im Rollstuhl in den Garten fahren und malte die beiden Willenbilder. Manet nahm von seinem auf einem Kahn installirten Atelier die Seine auf, die selbe Stelle, wie sie morgens, mittags und abends erschien, gab zehn Varianten von einem Ausschnitt der Natur, nur durch die Beleuchtung und die Atmosphäre verschieden.

An diese Liebe zur Natur muß man denken, wenn man das Verhältniß der neueren Franzosen zu den alten Meistern betrachtet. Alle diese Leute, denen manche Geschichten aus ihrem Dasein das Relief von Waldmännchen oder Bauern geben, waren Städter und im Louvre nicht weniger zu Haus als in Fontainebleau oder an den Ufern der Seine. Mit dem selben Realismus, der in der Landschaft immer weniger das Zufällige einer Situation sah, sich immer mehr auf die Schönheit-erregender Natur als auf die Einzelheit richtete, betrachteten sie die Kunst. Alle kopirten, von Géricault bis zu den Jüngsten; und man bekäme eine merkwürdige Sammlung, wenn man diese Arbeiten zusammenstellte. . . Manets Arbeiten sind keine Kopien, sondern Uebertragungen eines Geistes auf einen anderen, Rekonstruktionen, die uns das Alte in vollkommen neuem Licht erscheinen lassen, weit entfernt von dem Aspekt der Bilder, die als Vorlage dienten, und merkwürdiger Weise trotzdem dem Geist der Vorbilder unendlich nah. In dem Bild nach der „Vierge au lapin“ Tizians stellte Manet die jetzt von Firniß und Staub erblindete Farbe so wieder her, wie er sie sich dachte. Sicher hat Tizian nicht so gemalt, würde aber vielleicht so malen, wenn er heute, als Mensch mit unseren Sinnen und Nerven, wiederkäme. So gab Manet die Profile weicher, frauenhafter, mehr von Atmosphäre umwoben, als sie ursprünglich waren. In dem Kopf des Filippo Pippi versuchte er, ähnlich wie vorher Delacroix mit dem Kinde Raffaels, die zeichnerische Gestaltung zu einer rein malerischen zu machen. Bei der wundervollen Nachbildung der sogenannten „Petits Cavaliers“ des Velazquez übertrug er das Tonige in die starke Struktur seiner Pinselstriche.

Was die Kopien andeuten, Das bestätigen die selbständigen Werke. Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß hier nicht der naive Versuch gemacht werden soll, die Maler unserer Zeit über die großen Meister der Vergangenheit zu stellen. Es handelt sich immer nur um bestimmte, für die Malerei entscheidende Entwicklungswerthe, die in den Händen der Nachfolger reicher werden, als sie vorher waren, selbstverständlich nicht um eine Abschätzung der Persönlichkeiten gegen einander, die ein müßiges Spiel wäre. Wer zu Rubens von Delacroix und Renoir kommt, wird den Meister viel besser verstehen als der Historiker, der Rubens aus seiner Zeit zu erklären sucht. Genies eilen ihrer Epoche voran und es ist vergebliche Mühe, sich aus ihrer nächsten Umgebung ein Gerüst zu bauen, um ihre hohen Ziele zu übersehen. Wohl kann man mit solcher Betrachtung das Menschliche ihres Daseins erkennen. Den Ewigkeitwerth aber läßt die Entwicklung ahnen, die sie zur Folge gehabt haben. . . Unübersehbar ist, was unsere bis dahin wenig kultivirte Empfindung für die Plastik von Rodin gewann. Kein Gelehrter, und besäße er den Einblick in die tiefsten Zusammenhänge, wird uns mit Worten die Entwicklung von den frühesten Griechen über Phidias zu Michelangelo und darüber hinaus zu unseren Formen mit allen Gewinnen und Verlusten so ergreifend darstellen wie das Lebenswerk dieses licht- und schattenreichen Genies. Mit einer Fähigkeit, die typischsten Regungen der Gegenwart zu schildern, die bisher der Plastik versagt schien, verbindet er die ideale Empfängniß für alle Werthe der Vergangenheit; und wenn ein großer Theil seiner Werke von einem späteren Geschlecht vielleicht geringer geschätzt werden wird als von uns: die Eroberung der Empfindungswelt, die wir ihm danken, ist unverlierbar. Von den Jüngsten hat Naissol uns gelehrt, die großen Ägypter und die ersten Griechen ohne alles ethnographische Beiwerk zu sehen, und hat damit die Möglichkeit einer notwendigen Reaktion auf eine in Malerei ausgeartete Plastik erwiesen.

Alle diese Beziehungen rauben den Theilnehmenden nicht ein Atom ihrer Selbständigkeit; und der Umstand, daß wir in dem einen Künstler diesen, in dem anderen jenen Werth der Vergangenheit wiederfinden, macht sie uns nur noch theurer. Japan, das in so manchem Künstlerdasein Verbesserungen anrichtete, gab den großen Malern Frankreichs nur Vortheile, und so deutlich wir seine Spuren in Degas, Lautrec und vielen Anderen bemerken: der Thor, der hier von einem die Persönlichkeit beschränkenden Einfluß reden wollte, würde sich der Lächerlichkeit aussetzen. Selbst ein Puvis de Chavannes, der sich am weitesten von den Wegen seiner Landsleute entfernt und in dessen Bildern zuweilen das Ornamentale die natürliche Anschauung zu gefährden scheint, steht thurmhoch über den glatten Stillirungen, zu denen man hier und dort seit fünfzig Jahren die alten Meister mißbraucht. Es ist bezeichnend, daß die Profanirung gerade in den Ländern besonders übel hervortritt, die über keine lebendige Tradition verfügen. Entweder man wendet sich ganz von den Alten ab, leugnet die Entwicklungsgeschichte und verfällt dem Naturalismus, der Willkür; oder man besticht die Alten und gelangt in slavische Abhängigkeit. Kein Praxiteles bringt uns Voticelli oder Filippo Lippi näher, wenn es auch eine Zeit gab, wo man in London so vertraut von Voticelli redete, als wohne er in Kensington. Der Archaismus banalisirt immer nur das Vorbild, indem er sich einen Theil einer Welt aneignet und durch grobe Uebertreibung zu ergänzen sucht, die nur ungetheilt organischen Sinn behält. Von dieser Art, die Alten zu benützen, wird man bei

den großen Franzosen nicht die leiseste Spur finden. Dafür treiben sie ihre Kunst zu natürlich. Und wenn wir durch die zarten Farben eines Maurice Denis die schlanke Form einer Venus von Lorenzo di Credi auftauchen zu sehen meinen, lebt zugleich Alles mit, was uns die Gegenwart theuer macht. Hält man sich an die Größten, erkennt man die ganze Tiefe der Beziehungen zwischen den Führern der Impressionisten und ihren Ahnen, so wird auch der Unterschied zwischen dieser Art von Verhältnissen und anderen deutlich, die nicht so groß sind wie die sanfte Plumpheit der Präraffaeliten und doch aus Mangel an positiven Resultaten keine rechte Freude bereiten. Wir lernen zwischen dem Spanierthum Whistlers und dem Manets unterscheiden. Vergleicht man dann Whistler, den eine amerikanische Melame neben oder gar über Velazquez zu stellen wagt, wirklich einmal mit dem Maler Philipps des Vierten, so sieht man plöylich einen geschickten Schneider neben einem Menschenbildner stehen und bittet reumüthig dem Schatten des Velazquez manche Voreiligkeit ab. Vergleicht man dann Turner, der in seinem Testament anordnete, daß zwei seiner Bilder neben zwei der schönsten Werke des Meisters, dem er mit Vorliebe nachahmte, gehängt würden, mit Claude Lorrain, so empört sich unsere Liebe zu Claude gegen die freche Konkurrenz des Epigonen. Und nicht viel anders geht es uns, wenn wir Reynolds, der Rembrandt zu verbessern behauptete, ernsthaft dem großen Holländer vergleicht.

In allen diesen und ähnlichen Fällen überwiegt eine mehr oder weniger geschickte Nachahmung das produktive Element. Nicht die Stärke, die sich getraut, das Erbtheil zu mehren, und sich am höchsten ihre Ziele sucht, nicht der Instinkt des Verwandten noch der Enthusiasmus des genialen Schülers vollzieht die Annäherung, sondern die niedrige Spekulation mit Werthen, die von der Ueberlieferung geheiligt sind und die man im Vertrauen auf das nur zu gemüßsame Publikum mit billiger Industrie herstellt. Von diesen Fällen scheiden sich die Franzosen, die hier genannt wurden, schon durch den Mangel an jeder äußerlichen Nehmlichkeit mit ihren Vorbildern. Keinen von ihnen hat die Jugenddrigkeit zu großen Meistern der Vergangenheit vor Spott und Haß oder vor dem Hunger bewahrt; aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht erkannt wurde. Und Dies wiederum aus dem schwer plausiblen Grunde, weil man auch das Wesentliche an der Kunst der Vergangenheit nicht kannte. Erst in unseren Tagen strebt die Forschung des Gelehrten über die enge Historie hinaus und äußert lebendigen Nutzen; aber es wird immer noch eine Weile dauern, bis auch der Laie in Velazquez etwas Anderes als den Maler spanischer Granden, in Raffael etwas Anderes als einen Heiligenmaler erblickt. Der selbe Fortschritt in der Schätzung der alten Kunst kommt der neuen, die ihrer würdig ist, zu Gute.

In der Förderung dieses Fortschrittes liegt eine Bedeutung der französischen Kunst; und diese Bedeutung ist greifbarer als Alles, was ich von der Eigenart dieses oder jedes Meisters erzählen könnte. Die Ahnung dieser Förderung war es, die einige unserer Landsleute, die größten im neunzehnten Jahrhundert, trieb, den gewohnten Weg nach Rom mit dem nach Paris zu tauschen. Oder war es das Franzosenthum, was die Renzel, Feuerbach, Marxes, Leibl, Diebermann und manchen Anderen lodte? Dann wären sie doch wohl Franzosen geworden. Und zweifelt Jemand daran, daß Feuerbach, der, wie er selbst freiwillig gestand, nicht Deutschland, sondern den Franzosen zu danken hatte, nicht mit jedem Blutstropfen, mit allen Tugenden und Schwächen Deutscher war und blieb? Hält Jemand Leibl,

der ohne den Krieg vielleicht in Paris geblieben wäre, für einen Franzosen und seine besten in Paris entstandenen Werke, zum Beispiel: das mit dem verdächtigen Titel „Die Cocotte“, für französisch? Zeigt nicht gerade dies Unikum unter allen am Tiefsten die Bewandtschaft Leibls mit Holbein und anderen germanischen Meistern? Oder war Menzels Meisterwerk, „Le théâtre du Gymnase“ irgend einem Bilde der Franzosen der selben Zeit ähnlich? Es erinnert viel eher an Goya. Wer Humor hat, kann sich deshalb die kleine Excellenz als Spanier vorstellen.

Nicht das Franzosenthum lockte den Wanderer. Auch nicht die Masse schöner Dinge, wenigstens die nicht allein. Denn man mag sie noch so hochschätzen: sie reicht nicht an den Reichthum Roms. Und wie wenig hat der den Hunderten von deutschen Malern, die über die Alpen zogen, genügt!

Mehr als all Das fand man. Nicht die Fülle des thatsächlich Gegebenen, sondern das Bewußtsein von einer treibenden Kraft, die eine noch viel größere Fülle entstehen lassen konnte, die nicht nur geschaffen hatte, sondern noch beim Schaffen war, die sich jedem denkenden Menschen als lebendes Wesen zeigte: eine fruchtbare Idee. Nicht der Provinzler aus Berlin, der Paris zu kennen meint, wenn er die Preise der besseren Restaurants im Kopf hat, kennt sie, noch der Schächer, der nach der Oper im Café de Paris in den Augen listiger Mädchen die Seele Frankreichs entdeckt. Auch nicht der Unglückliche, der es auf sich nimmt, in acht Tagen die hundert Säle des Louvre zu bereisen. Ja, nicht mal der Kenner, der auf seine Bekanntschaft mit jedem Händler der Rue Laffitte stolzer ist als auf seine Vertrautheit mit den Bildern, die sie führen. Man muß, um diese Idee zu sehen, den rechten Abstand nehmen wie von guten Bildern. Dann bemerkt man, daß in dieser Kunst noch etwas Anderes steckt als die Weisheit des Koloristen, als die Treue gegen die Natur und die Liebe zu den alten Meistern; daß all die Eigenschaften, die Das, was uns entzückt, entstehen lassen, einem weiteren Kreis entstammen, der die Kunst durchaus nicht als das Einzige umfaßt und dessen Eigernat daher auch den Fremdling fesselt, der mit der Kunst keine engeren Beziehungen unterhält. Es ist der Zusammenhang der Kunst (nicht mit der Masse; dafür ist, wie wir sahen, zu viel Fremdes darin, sondern) mit hohen Anstrengungen der Masse, die über das Angeborene, Angeerbte hinausstreben, zu einem Ideal der Menschheit, dem höchsten: zur Freiheit. Die Idee ist das zu immer größerer Freiheit Drängende, das das Traditionelle, das ich nachzuweisen suchte, zu leugnen scheint. Man kann es nur mit einem schreckhaften Wort bezeichnen: Die Revolution.

Man fürchte nicht, daß ich ungebührlich in den stillen Kreis einer Kunstbetrachtung politische Dinge, zumal solche, die so unheimlich klingen, hineintragen will. Es handelt sich nur darum, den Hintergrund zu zeigen, vor dem sich alle geistigen Evolutionen Frankreichs nothwendig vollziehen, und einen letzten, für eine weitere Würdigung der französischen Kunst unentbehrlichen Zusammenhang darzulegen. Und ich meine nicht die blutige Revolution, die 1789 begann und nach wenigen Jahren endete. Sie ist nur ein geringer Theil der größeren, die viel früher in den Köpfen großer Denker entstand und noch lange nicht zu Ende ist. Uns kümmert hier nicht, was sie dem allgemeinen Befinden des Landes gebracht hat. Wir haben nicht zu untersuchen, ob ein Volk, das sich in einem hundertjährigen Kampf eine auf Verunft gegründete moderne Staatsform schafft, sie trotz dem Wegensatz zu allen eingeseffenen reaktionären Mächten immer sicherer besetzt und

sich durch die bei solchen Wandlungen unvermeidliche Fäulniß hindurch die Gesundheit erkämpft, ob solch ein Volk werth ist, von uns bewundert zu werden.

Für unsere Betrachtung wichtig ist, was Frankreich seinen Künstlern von dem Geiste giebt, der der Nation gesammte Entwicklung bestimmt. Es ist das selbe Prinzip, das es seinem Regierungplan zu Grunde legt: die Freiheit von allen unsachlichen Hemmnissen. Frankreich entbindet seine Künstler von jeder Pflicht gegen das Land, die auch nur irgendwie geeignet sein könnte, den Individualismus zu hindern. Daher haben gerade die bei uns beliebtesten Schlagwörter drüben schon lange keine Geltung mehr. Es giebt recht mäßige Kritiker in Paris, sogar bestechliche, aber ich habe noch keinen gesehen, der ästhetische Fragen von patriotischen Erwägungen abhängig machte. Die politischen Nationalisten in Frankreich sind, wie man weiß, nach vielen Kämpfen, besonders in den letzten Jahren, endgiltig besiegt worden und die Anschauung, die sie vertreten, gilt als staatsfeindliche Tendenz, die sich gegen die Majorität des Landes richtet. Die Regierung bedarf nicht solcher Elemente, weil sie nicht auf einem unwandelbaren Begriff der Nationalität besteht, weil sie sich nicht als Träger einer unverletzlichen Form, sondern einer lebendigen und daher wandelbaren Idee fühlt, weil sie selbst die Revolution ist. Die Folgen dieser Anschauung sind den Künstlern längst in Fleisch und Blut übergegangen und jeder von ihnen, der auf Grund seiner eigenen Initiative zur Größe gelangt, bestrebt die Fruchtbarkeit des revolutionären Regimes des Landes und gilt als Held der Nation. Trotzdem würden sie sich, wenn das Land in Gefahr geriethe, in Reihe und Glied stellen. Vielleicht nicht lediglich aus Liebe zu der schönen Heimath ihrer Väter, sondern, weil sie den Herd ihrer Idee schützen wollen. 1870 wurden die größten Freigeister plötzlich zu den feurigsten Patrioten. Orgas, der damals schon manch kostbares Bild gemacht hatte, der Unnahbare, dem jede Berührung mit dem Rob verhaßt ist, lief während der Belagerung von Paris mit einem großen Schild auf der Brust durch die Straßen, auf das in dicken Buchstaben geschrieben war: *Nous ne rendrons pas les fortéroesses!* Haubert, der größte Geist der modernen Literatur Frankreichs, der tapferste Kämpfer gegen den Nationalismus, nach deutschen Begriffen fast ein Anarchist, wurde im Krieg zu einem flammenden Vertheidiger seines Landes, stellte sich in Rouen mit in die Reihe der Bürgergardisten und rührte, so lange das Unglück dauerte, keine Feder an. Und er und viele Andere, die in den Tuilerien zu Gast gewesen waren, zu dem intimen Cercle der Prinzessin Mathilde gehörten und mit ihr befreundet blieben, des Kaisers persönliche Gaben hochschätzten und von dem Kaiserreich persönlichen Nutzen hatten und hoffen durften, waren und wurden Revolutionäre. Weil sie die Idee verehrten. Und die Verachtung der plebejischen Affären der jungen Republik ließ sie nicht an fernen Zielen wankend werden.

Ihren machten Frankreich groß, nicht seine Soldaten, nicht sein Reichthum. Und das Bewußtsein dieses inneren Schatzes theilt sich auch dem Fremden mit, der als Suchender nach Paris kommt. Nicht so sehr, was man den pariser Malern absehen kann, sondern, was die eigene Empfindung zu erfüllen findet, was der Künstler als Mensch dort erlernen kann, macht den Werth dieser besten Schule unserer Tage aus. Die Empfindung unserer großen Leute, die in Paris zur Klarheit über sich gelangten, gleicht dem Gefühl Albrecht's Dürer, als er von Benedig, dem Paris seiner Epoche, an seinen Freund Pirckheimer schrieb: „O wie wird mich nach der Sonnen jüeren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarozger.“

Julius Meier-Graefe.



Zuckerrohr und Zuckerrübe.

Eine Entgegnung, die ich in einer Fachzeitschrift gegen den von Karl Zentsch in der „Zukunft“ vom zwölften Januar veröffentlichten Artikel erscheinen ließ, hat mir eine ganze Anzahl mehr oder weniger begeisterter Zuschriften eingebracht. Wie aber im Himmel mehr Freude über einen Befehreten herrscht als über neunundneunzig Gerechte, so haben mich diese Zuschriften nicht so erfreut wie der hier abgedruckte Brief des Herrn Zentsch, in dem er zugiebt, daß ich ihn „beinahe überzeugt“ habe und mich bittet, auch in der „Zukunft“ einen Artikel über diese große und wichtige Frage zu veröffentlichen. Ich thue es gern und will versuchen, ihn und mit ihm vielleicht auch andere Leser nun vollends zu überzeugen.

Natürlich würde es zu weit führen, wenn man auf die Geschichte des Kampfes zwischen Zuckerrohr und Zuckerrübe einginge. Aber für den allgemeinen Ueberblick ist es doch unentbehrlich, zu wissen, daß die europäische Rübenzuckerindustrie unter dem Druck der Kontinental Sperre entstanden und nach deren Aufhebung wieder fast verschwunden ist, daß sie dann erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts unter der Treibhauswärme behaglicher Schutzzölle ausblühte. Im Jahre 1832/53 wurden von der gesammten Weltproduktion an Zucker 14 Prozent durch die Rübenzuckerindustrie gedeckt, 1859/60 22,2, 1869/70 32,4, 1879/80 42,4, 1889/90 58,4 Prozent. Der Antheil der Rübenzuckerindustrie sank dann allmählich bis 1895/96 auf 55,7, stieg durch die kubanische Revolution bis auf 64,6 im Jahr 1899/00 und sank nach deren Ende im Jahr 1904/05 wieder auf 51,7 Prozent. 1904/05 hatte Europa eine Dürre und in deren Folge eine Mißernte. 1905/06 betrug der Antheil des Rübenzuckers an der Weltversorgung wieder 59,4 Prozent, im laufenden Jahre wird er auf 58,7 Prozent geschätzt. Bei normalen Ernten liefert also jetzt, rund gerechnet, die Rübenzuckerindustrie dem Weltmarkt $\frac{1}{10}$, das Rohr $\frac{1}{10}$, feines Bedarfs.

Der Siegeslauf der Rübenzuckerindustrie, den diese Zahlen andeuten und der nur durch kurze Störungen unterbrochen worden ist, wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht durch besondere Hilfe der Gesetzgebung die zarte Pflanze der Industrie im Anfang gegenüber dem Jahrhundert alten Wettbewerber gefördert worden wäre. Hohe Schutzzölle im Anfang, später versteckte und zuletzt offene Ausfuhrprämien haben die Rübenzuckerindustrie in allen Ländern Europas großgezogen und so weit gestärkt, daß seit dem Bestehen der Brüsseler Konvention alle Zuckerproduktionsländer Europas auf die staatliche Ausfuhrprämie verzichtet haben; nur Rußland nicht. Diese Entwicklung erfolgte in stetem Kampf gegen die Freihandelschule. Das ganze Manchesterthum kämpfte in Politik und Wissenschaft gegen die Zuckerindustrie.

Diese ist nämlich ein Beispiel, an dem die Kraft und Wirkungart der in der nationalökonomischen Wissenschaft einander heftig bekämpfenden Schulmeinungen gemessen werden können. Freihändler und Schutzzöllner betrachten diese Industrie als Beweisgegenstand, an dem sie die Wichtigkeit ihrer Theorien zu erhärten suchen. Die Freihandelschule verdammt, so weit sie folgerichtig und nicht durch politische Geschäftshätigkeit versumpft ist, überhaupt den Bestand der Zuckerindustrie in Europa. Ein Freihändler reinen Wassers*) sagte einmal: „Wie der Tabak, so ist auch der

*) Wirths „Grundzüge der Nationalökonomie“.

Zucker eins der zweckmäßigsten Besteuerungsobjekte. Er ist durchaus entbehrlich zur Nahrung, auch kann er durch den Honig ersetzt werden; die Armen können sich also über die Steuer als über eine Schmälerung ihres Lebensbedarfes nicht beschweren. Dagegen ist er aber ein so reizendes Genussmittel, daß die Menschen sich gern sehr harte Arbeit auferlegen, um es zu erlangen. Der Zoll auf diesen Gegenstand wird der Steuerkasse daher stets einen sehr großen Ertrag abwerfen und dieser Zoll ist nur zu billigen. Dagegen sollte er prinzipgemäß so gestellt sein, um nicht eine un-naturwüchsigte Industrie im Inland hervorzurufen und der gesunden Industrie das Kapital zu entziehen; entweder müßte also der Zoll ein gewisses Maß beobachten oder, wo er sehr hoch ist . . . , da sollte zweckmäßiger Weise die Rübensubstitution verboten und durch hohe Steuer unmöglich gemacht sein. Denn dieses Ueberbleibsel aus der Kontinentalperre, das wie eine Schmarotzerpflanze bloß aus der Tasche der Konsumenten lebt, muß früher oder später doch fallen; besser also früher, ehe noch ein paar Hundert solcher Fabriken entstanden sind und unseren anderen Gewerben Millionen von Kapital entzogen haben."

Dagegen hat nachdrücklich der Amerikaner Carey die Interessen des Verkehrs gegen jene des Handels in Schutz genommen und als eine der wichtigsten Aufgaben der Wirtschaftspolitik hingestellt, die Konsumenten und Produzenten einander zu nähern, alle Bedarfsgegenstände so nah wie möglich an den Centren des Verbrauches herzuführen und die Transportwege aller Waaren, sowohl der Rohstoffe als der fertigen, so viel wie möglich abzukürzen, den Rohverkehr zu Ungunsten des Fernhandels zu begünstigen. Neben Carey hat der Schöpfer des deutschen Zollvereins, Friedrich List, die Wege geebnet, auf denen es den politischen Parteien möglich war, zum Schutz der inländischen Industrie vorzugehen. Dieser große deutsche Geistesheld, der Schöpfer der deutschen Eisenbahnen und des Zollvereins, der Vorkämpfer des deutschen Reichsgedankens, hat die Lehre von den produktiven Kräften der Lehre von den Tauschwerthen gegenüber gestellt. Wo giebt es einen Schutz Zoll, der eine gewaltigere produktive Kraft geschaffen hat als der Zuckergoll? Es giebt kein besseres Beispiel für den Wahrheit Kern der Lehre Lists als den deutschen und europäischen Rübenbau. Und wenn Jentsch dazu kommt, eine zweite Auflage seines Buches über List herauszugeben, sollte er den Rübenbau und die Entwicklung der Zuckerindustrie als Beweis für die innere Wahrheit der Lehren, als glänzende Bekräftigung des weit vorausschauenden Seherbildes Lists anführen.

Einen grundsätzlichen Irrthum spricht der von Jentsch angeführte Hahn da aus, wo er sagt, er glaube, der Rübenbau entziehe einen großen Theil des allerbesten Bodens seiner eigentlichen Bestimmung, der Ernährung unseres Volkes. Jentsch widerlegt diesen Irrthum selbst. Es ist auch eine allbekannte Thatsache, daß ein Gut mit Rübenbau mehr Getreide erzeugt als ohne ihn; daß es keine bessere und geeignete Frucht als die Zuckerrübe giebt, um die höchsten Getreideernten herbeizuführen, und daß bisher durch keine andere Zwischen- und Vorfrucht der Boden so gut zur Tiefkultur gebracht werden konnte wie durch die Rübe.

Aber ist denn, neben der Ertragssteigerung aller übrigen Felder, der Acker, der Rüben trägt, auch nur zeitweise seiner Aufgabe entzogen? Ist Zucker kein Nahrungsmittel? Muß man erst darauf hinweisen, daß die Hälfte des Rübengetreides in Form von Schnitzeln der Landwirtschaft als Viehfutter zurückgegeben wird? Daß mancher Landwirth die Milchproduktion seines Kuhstalles ein Viertel-

jahr und länger mit Hilfe der verfütterten Rübenblätter aufrecht erhält? Wenn das Hektar Rübenlandes 300 Doppelcentner Rüben bringt, so bringt es von diesen rund 150 Doppelcentner Schnitzel und außerdem rund 200 Doppelcentner Blätter, also an Viehfutter viel mehr als bei extensiver Wirthschaft.

Außer diesem Viehfutter und über es hinaus bringt der Rübenbau noch Zucker. Heute schon wird ungefähr die Hälfte der deutschen Zuckerverzeugung im Inlande verzehret, ganz nach Carey's Kulturzielen unter denkbar größter Abkürzung des Weges, den das Erzeugniß von der Ursprungsstätte zum Verbraucher zurückzulegen hat. Die andere Hälfte wird ausgeführt hauptsächlich nach England und ist dem englischen Verbraucher immer noch näher als der Zucker der Antillen. Zucker ist vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, ein idealer Ausfuhrartikel, weil er nur aus Kohlenstoff und Wasser besteht, aus Stoffen, die die Rübe ausschließlich der Luft entnimmt, im Gegensatz zu den meisten anderen Ausfuhrartikeln, die Bodenschätze mit entführen. Vom weltwirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, ist aber auch der ausgeführte Zucker ein Nahrungsmittel und entzieht daher den Acker seiner natürlichen Aufgabe nicht.

Hören wir, was List über Zucker als Nahrungsmittel vor mehr als fünfzig Jahren in seinem Zollvereinsblatte schrieb, zu einer Zeit, als der Deutsche nur vier, der Engländer nur siebenzehn Pfund Zucker im Jahre verzehrte: „Der Zucker ist nicht nur an und für sich ein vortreffliches und gesundes Nahrungsmittel, er ist zugleich die Würze für minder schmackhafte Nahrungsmittel, und wie der Genuß des Zuckers bei großer Wohlfeilheit wirtschaftlicher ist als der Genuß großer Quantitäten Bier, so ist er der Moralität und der Gesundheit unendlich zuträglicher als der Genuß des Branntweines. Es ist also thöricht, bei Preisen, wie sie eine vervollkommnete Verfahrungsweise stellen könnte, den Zucker unter die Luxusartikel zu rechnen, deren Genuß für die arbeitende Klasse verderblich sei. Je mehr dieser verfeinerte und der physischen wie der moralischen Wohlfahrt zuträgliche Genuß Platz greift, desto mehr wird man sich geistig und körperlich anstrengen, sich ihn zu verschaffen; er wird also zur Veredlung und zur Bereicherung, nicht zur Entfittlichung und Verarmung der arbeitenden Klassen dienen. Und wir würden es als einen unermeßlichen Kulturfortschritt betrachten, wenn Deutschland seine Zuckerkonsumtion um das Fünffache vermehren würde.“

Damals führten wir Zucker ein; jetzt haben wir die größte Zuckerausfuhr der alten Welt. Wie lange aber wird diese Ausfuhr überhaupt noch dauern? Es ist doch nur eine Frage der Zeit, wann der ganze deutsche Zucker im Inlande verzehret wird. Der Inlandsverbrauch ist, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, stetig steigend. Betrachtet man also die von Zentsch aufgeworfene Frage nicht vom engsten Standpunkte des Augenblicks, sondern von einer höheren Warte, die einen Blick über ein Stück Welt und Zeit ermöglicht, so wird man den Wunsch nicht mehr begreifen, daß wir diese Industrie so bald und mit so wenig Verlust wie möglich loswerden.

Die Zuckerindustrie ist künstlich großgezogen worden. Kein Zweifel. Gewissermaßen im Treibhaus. Etwa wie die jungen Pflanzen für unsere meisten Frühgemüse im Mistbeete angetrieben werden, um bei eintretendem Frühling auf den Acker und ins Freie gepflanzt zu werden. Was sich bei grünen Kohlpflanzen in einem Jahr abspielt, hat bei dieser großen Industrie ein halbes Jahrhundert gedauert. Durch

die seit dem ersten September 1903 geltende Brüsseler Konvention ist die deutsche, österreichische, französische, belgische, holländische Zuckerindustrie der Prämien beraubt, sozusagen ins Freie verpflanzt worden und sie hat in den letzten vier Jahren ihre Rolle auf dem Weltmarkte so gut behauptet, daß der Beweis im Großen erbracht ist: die Rübe ist dem Rohr gewachsen.

Der geringe Zollschutz, der der europäischen Zuckerindustrie verblieben ist, 4,80 Mark per Kilo Raffinade, und der den inländischen Markt vor ausländischem Wettbewerb schützen soll, ist nur ein recht unbedeutendes Glied in der Kette der Schutzzölle und dem Werth des Artikels gegenüber, wie im Vergleich zu den übrigen landwirthschaftlichen und industriellen Zöllen, kaum der Rede werth. Ich bin überzeugt, daß die Zuckerindustrie auch auf diesen Schutz verzichten könnte, wenn alle anderen Zölle fielen, im In- und Auslande, und eben so, daß dieser Schutz eigentlich zu gering und den Konventionländern nur durch die Drohungen Chamberlains aufgedrängt worden ist. Der kleine Zoll ist nur ein ungenügender Ausgleich dafür, daß die Zuckerindustrie alle Bedarfsgegenstände zu hohen Syndikatspreisen einkaufen muß, von den Kohlen angefangen bis zu Messingröhren, Eisen, Maschinen, Säcken, Papier, Kisten, Bauholz, Cement und ähnlichen Produkten. Da übrigens die deutsche Zuckerindustrie auf Ausfuhr ungefähr mit der Hälfte ihrer Erzeugung angewiesen ist, so wird der Schutz Zoll im Inlande nicht erhoben; er steht nur auf dem Papier. Der heimische Verbraucher zahlt nur den Weltmarktpreis und die Zuckersteuer.

Auf dem Weltmarkte muß aber der Rübenzucker mit dem Rohrzucker in Wettbewerb treten, der prämielose deutsche Zucker ferner mit dem prämierten russischen, argentinischen, amerikanischen. Also nicht freier Wettbewerb, sondern Kampf gegen landesgesetzlich geschützte und bevorrechtete Gegner; nicht zu einem natürlichen Weltmarktpreis, der sich nach Angebot und Nachfrage regulirt, kann Zucker auf dem Weltmarkt verkauft werden, sondern nur zu einem künstlich gedrückten Preis, gedrückt durch direkte Produktionsprämien (Australien, Chile, Argentinien), durch indirekte staatliche Ausfuhrprämien (Rußland), durch indirekte Einfuhrprämien (20 Prozent Zollermäßigung für Kubazucker, 25 Prozent für Zucker der Philippinen in den Vereinigten Staaten), durch hohe Schutzzölle, die in den Importländern voll ausgenützt werden und die Zuckerproduktion einer so starken Treibhauswärme aussetzen, daß sie rasch wachsen mußte (Schweden, Italien, Spanien, Rumänien, Nordamerika, Kanada u. s. w.), und auch durch einige in Ausfuhrländern bestehende Kartelle (Oesterreich-Ungarn, Frankreich).

Endlich aber ist der Weltmarkt auch dadurch künstlich gedrückt, daß der Zuckerverbrauch durch die Gesetzgebung in seiner natürlichen Entwicklung in den meisten Ländern gehemmt ist: durch die Neigung und Gewohnheit der meisten Staaten, auf Zucker hohe Verbrauchsabgaben zu legen. Die Zuckersteuer ist dem Staatshaushalt der meisten Groß- und Kleinstaaten eine tragende Säule. England machte bis vor wenigen Jahren darin eine Ausnahme und hatte deshalb auch den höchsten Zuckerverbrauch der Welt: um die Jahrhundertwende 90 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung. Um die Kosten des Burenkrieges zu beden, hat aber England neben dem Kohlenausfuhrzoll einen Zuckero Zoll eingeführt und ist in Folge des dadurch erhöhten Preises auf 75 Pfund im Durchschnitt der vier Jahre 1903 bis 1906 gesunken. Aus den Zuckerzöllen und Steuern nimmt England jetzt durchschnittlich 110 Millionen Mark jährlich ein; die nordamerikanische Union 250, Rußland 170,

Deutsches Reich 150, Frankreich 130, Oesterreich 100 Millionen Mark. Also recht erhebliche Summen, die von den Zuckerverbrauchern allein für den Staatsfiskus aufgebracht werden, die den Verbrauch hemmen und daher künstlich die Nachfrage nach Zucker und damit den Preis drücken.

Gerade weil Zucker in allen diesen Ländern ein so guter Steuereintreiber für den Staat ist, ist ihm überall Wohlwollen bezeugt und Gelegenheit zu Nebenvorteilen gegeben worden. Das allein hätte nicht genügt. Hinzu kam der offensichtbare Nutzen, den die Tiefkultur der Landwirtschaft bringt. Leider giebt es keine andere Nutzpflanze, die so zur Tiefkultur zwingt, keine, die eine so gute Vorfrucht ist, keine, die den Boden so vorzüglich von Unkraut reinigt und die zu dauernder Verbesserung des Ackersees führt wie die Zuckerrübe.

Es ist also durchaus kein Zufall und man kann es unmöglich als Folge eines schutzöllnerischen Vorurtheils betrachten, daß so viele Staaten die Rübenkultur nach Kräften begünstigt und künstlich großgezogen haben und daß manche es noch thun. Aber diese Bevorzugung hat schließlich doch in der ganzen Welt zu einer Ueberspannung und zu einem Tiefstand der Preise geführt, daß der Nutzen des Schutzzolles aufgehoben und man einsehen mußte, auf diesem Wege könne es nicht weiter gehen.

Seit dem ersten September 1903 ist nun der internationale Vertrag in Kraft, der die Brüsseler Konvention genannt wird und durch den viele Staaten sich verpflichtet haben, dem in ihrem Gebiet erzeugten Zucker keine Ausfuhrprämien mehr zu gewähren, die Einfuhr von Prämiensucker entweder ganz zu verbieten oder durch Strafzölle zu erschweren. Diesem Vertrag sind beigetreten England, Frankreich, das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn, Holland, Belgien, Spanien, Italien, Rumänien, Schweden, Peru, Schweiz. Von den Staaten Europas, aus denen Zucker ausgeführt wird, fehlt nur Rußland. Am ersten September 1907 und an jedem folgenden ersten September kann jeder theilnehmende Staat kündigen; wenn nicht gekündigt wird, läuft der Vertrag immer wieder ein Jahr weiter.

Es ist nun eigentlich ein Schauspiel für Götter, wie jetzt ein Staat auf den anderen wartet und jeder die Kündigung wünscht, aber keiner das Odium auf sich nehmen will. Der reine Eierdanz. Und leider auch der heutzutage übliche Zug im Wejen unserer Staatspolitik, sich schieben zu lassen und ja nicht etwa den Anschein zu erwecken, als schiebe man. Die Ziellosigkeit, das Fortwursteln. Die englische Regierung hat seit der Geltung der Konvention eine andere Farbe bekommen. Die Konservativen sind von den Liberalen abgelöst worden. Diese haben die Konvention, als sie in der Minderheit waren, im Interesse des Zuckerverbrauchs bekämpft; jetzt antwortet die englische Regierung auf eine parlamentarische Anfrage, sie habe ja bis zum ersten September für ihre Entschliessung Zeit. Die überwiegende Mehrzahl der Unterhausmitglieder ist mit der Verpflichtung gewählt, gegen die Konvention zu stimmen. Aber jetzt begnügt sich diese Mehrheit mit hinhaltenden Erklärungen der Regierung. In den Festlandstaaten ist eben so. Sie haben der Konvention zugestimmt unter der ernsthaften Drohung mit englischen Ausgleichszöllen. Diese Drohung ist jetzt gegenstandslos. England ist nicht einmal seiner Verpflichtung nachgekommen, spanischen und chilenischen Zucker mit Strafzöllen zu belegen. Wer soll es zwingen? Womit? Man legt im brüsseler Atrypag schüchtern Verwahrung dagegen ein. Dabei bleibt es. Oesterreich und Ungarn haben bis zum letzten Augen-

blick versucht, die Konvention hintanzuhalten und sind nur mit der ausdrücklichen Begründung beigetreten, man könne nicht anders angesichts der Haltung des Deutschen Reiches. Jetzt wartet man dort auf den ersten Schritt, den der Andere thun soll. Deutschland, geh' Du voran, Du hast die größten Stiefel an.

Und wirklich könnte und müßte das Deutsche Reich auch vorangehen: als größter Zuckerausfuhrstaat der Welt, als Hauptbetheiligter. Es müßte kündigen, um an die Stelle der bisherigen Konvention eine neue, bessere zu setzen. Eine mit Rußland und den Vereinigten Staaten oder eine mit Rußland gegen die Vereinigten Staaten. Auf die Dauer kann Europa sich von Amerika ja nicht Alles gefallen lassen. Der Reziprozitätsvertrag mit Kuba ist ein Bruch der Weisbegünstigung; haben wir kein Mittel, diesen zu hindern aus Furcht vor dem Weltkrieg, so kann die europäische Zuckerpolitik gegen Amerika gerichtet sein und dem Kubazucker und dem Zucker anderer besonders begünstigter Produktionsgebiete den Weg nach Europa sperren. Wenn die Vereinigten Staaten es für nützlich halten, auf Hawaii, Portoriko, in Louisiana und im übrigen Nordamerika den künstlichen Schutz so weit zu treiben, daß dort Zuckerrübe und Rohr selbst in Blumentöpfen noch rentabel gezogen werden können, so wollen wir uns doch diesen künstlich unterstützten Wettbewerber vom Leibe halten. Und daran hat ganz Europa (außer England) das selbe wirtschaftliche Interesse. Deshalb ist keine allzu schwierige Aufgabe für unsere Diplomatie, diese Interessen ernsthaft zu vertreten.

Rußland muß und kann zuerst gewonnen werden. Die dortigen Zuckerrfabriken gehören einem kleinen Kapitalistenkreis. Der übertriebene Nutzen, der den Fabrikanten zufließt, muß aus der Tasche des russischen Bürgers und Arbeiters geholt werden. Die russische Regierung würde ihrem groß angelegten politischen Programm einen werthvollen Baustein einfügen, wenn sie eine Revision der Zucksteuer in Aussicht nähme. Durch Anschluß an die Brüsseler Konvention würde dem russischen Volk der Zucker so verbilligt, daß der Staat, ohne den geringsten Ausfall, die Verbrauchsabgabe von 23 auf 18 bis 20 Mark herabsetzen könnte; denn der Konsum würde sofort zunehmen. Selbst wenn die Verbrauchsabgabe von 23 Mark bestehen bliebe, würde durch die Beseitigung des jetzigen Systems der Inlandszucker wesentlich verbilligt und die Zuckerrindustrie würde bald durch den erhöhten Inlandsverbrauch für den Fortfall der jetzigen Bevorzugung entschädigt. Sie würde sich eben so mit der Konvention ausöhnen, wie sich die Industrien der anderen Länder mit ihr ausgeöhnt haben.

Die zweite Aufgabe besteht darin, die Vereinigten Staaten für die Konvention zu gewinnen oder diese mit scharfer Spitze gegen sie zu richten. Siegt 1908 ein Demokrat in der Präsidentenwahl, so käme sofort eine Tarifreform mit schroffen Maßregeln gegen die Trusts und dem amerikanischen Zuckertrust würde bald der Garauß gemacht. Aber auch wenn Roosevelt wieder gewählt würde, könnte er die Tarifreform nicht vermeiden; er müßte das im Wahlkampf gegebene Versprechen, gegen die Trustmagnaten vorzugehen, einlösen. Er wird das Interesse der Verbraucher ein wenig berücksichtigen müssen: und der Zuckergoll wird einer der ersten sein, an denen gerüttelt werden wird.

Der Kampf zwischen Zuckerrübe und Rohr hat bewirkt, daß die deutsche Rübe alle Zollvorteile verloren hat und jetzt kein anderes Hinderniß in ihrer Entwicklungsvorfindet als die fiskalische Begünstigung des Rohranbaues (und auch des

Rübenbaues selbst in einigen Großstaaten). Gleiches Recht für Alle: Das ist die Lösung der deutschen Zuckerrindustrie. In freiem Wettbewerb will sie es gern mit allen Mohr- und Rübenzuckerindustrien der Welt aufnehmen. Sie kann mit Stolz auf ihre materielle und statistische Machtstellung und auf die geistige Arbeit blicken, die in ihr und in der hinter ihr stehenden Landwirthschaft aufgespeichert ist, auf die Thatkraft in ihren Organen, sie kann muthigen Herzens alle Wettbewerber der Welt in die Schranken rufen und wird den Kampf bestehen, wenn die Waffen gleich sind. Zur Zeit sind sie es noch lange nicht.

Natürlich darf man nicht an einen Entscheidungskampf denken, in dem ein Gegner vernichtet wird. Das Wort „Entscheidungskampf“ wird oft ziemlich leichtfertig angewendet. Wie viele wirklich entscheidende Kämpfe erlebt denn ein Menschenalter? Auch mit den verschiedenen Rassen, von deren Entscheidungskämpfen besonders gern geredet wird, geht es wie mit den Laub- und Nadelhölzern: bald bringt in unseren Wäldern die eine, bald die andere etwas vor; mit dem Aussterben hats aber gute Weile. Ungefähr eben so isst mit den Kämpfen in Wirthschaft und Gesellschaft. Auch Rübe und Mohr werden als Zuckerpflanzen, je nach der Art des Klimas, auch noch künftig gebaut werden und die Welt mit Zucker versorgen, so lange nicht etwa die rasch fortschreitende Wissenschaft etwas ganz Neues bringt oder eins der beiden Edelgewächse so verbessert, daß das andere als Kulturpflanze seine Berechtigung verliert. Aber dafür fehlt es bis jetzt an Anzeichen. Die Rübe, die sich mit dem gemäßigteren Klima begnügen muß und von theureren, weißen Arbeitern gepflegt wird, braucht neben Sonnenschein auch noch Gleichberechtigung; sie kann im freien Kampf jetzt schon bestehen, aber sie muß unterliegen, wenn der Wettbewerber dauernd fiskalisch oder durch sonstige künstliche Mittel begünstigt wird. Weil Das aber in einem großen Theile der Welt immer noch geschieht, lenkt die Rübe so oft die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf sich. Sonst würde sie sich mit der bescheidenen Rolle begnügen, im Verborgenen zu blühen und ihre Wurzeln im Erdreich so zu verbreiten, daß die Bodenkultur wesentlich erhöht wird. Hat man doch berechnet, daß eine Rübe Haarwurzeln von tausend Metern Länge ausendet.

Wie aber die einzelne Rübe mit tausend Wurzeln in der Erde festsetzt, so wurzelt auch die Zuckerindustrie in unserem Wirtschaftsleben, so ist sie durch tausend Fäden mit allen anderen Industrien, mit Handel und Gewerbe aller Art verknüpft. Sie speist Schiffahrt und Eisenbahnen, beschäftigt Tausende von Beamten und Hunderttausende von Arbeitern, erhöht den heimischen Viehstand und Ackerertrag an Nährfrüchten, ermöglicht dadurch eine größere Bevölkerungsdichtigkeit. Sie zahlt 50 Millionen Mark Löhne jährlich für Aufarbeitung der Rüben und 100 Millionen für Fäden, Versiehn und Austoden der Rüben; und diese 150 Millionen Mark fließen durch feinste Kanäle allen Gewerben, Industrien, geistigen Berufsständen zu und direkt oder indirekt fließt auch ein Theil des Geldes in Buchläden; wahrscheinlich kommt manches Fünzigpfennigstück, das für eine Nummer der „Zukunft“ ausgegeben wird, von der deutschen Zuckerrübe. Es ist gar nicht abzusehn, welches Unglück für den Rationalwohlstand und für unsere nationale Wirthschaft ein Versiehn dieser Quelle wäre. Hoffen wir deshalb, daß sie nie durch ungeschickte Wirtschaftspolitik, schlechte Gesetze oder allzu große Rücksichtnahme auf das Ausland verschüttet werde.



Der Postcheck.

Reichsbankpräsident Dr. Koch hat in der Budgetkommission des Reichstages erklärt, man dürfe nicht von einer Geldkrise, sondern nur von einer Geldknappheit reden. Im selben Sinn sprach er zu einem Interviewer des *Gaulois*. Industrie, Handel und Schifffahrt haben ungefähr in der selben Zeit rasche Fortschritte gemacht und mit ihren Ansprüchen den Geldmarkt etwas ermüdet. Nur über Mängel im Geldumlauf, nicht über Geldmangel dürfe man klagen. Die Geldproduktion wächst mit der Gütererzeugung. Aber der Waarenumsatz vollzieht sich rascher als der Kapitalumsatz; und in Zeiten hoher industrieller und kommerzieller Ansprüche ist es nötig, die Cirkulation der Zahlungsmittel dem Kreislauf der Güter anzupassen. Deshalb versucht man auf sehr verschiedene Arten, das Bargeld in seiner Eigenschaft als Zahlungsmittel zu entlasten. Dem Zahlungsausgleich sollen künftig in erster Linie Giro- und Checkverkehr dienen. Die Reichsbank würde dann ein auf allen Seiten dichtes Sammelbecken für Bargeld und könnte ihre Diskontpolitik besser als bisher nach den Bedürfnissen von Handel und Industrie richten. Am Meisten hofft man vom Check. Der Reichsbankpräsident hat ein Checkgesetz empfohlen und Graf Posadowsky den Entwurf dieses Gesetzes in nahe Aussicht gestellt. Vor einem halben Jahr, als zuerst wieder von dem Checkgesetz gesprochen wurde, sagte ich, mir scheine zweifelhaft, ob der Gesetzgeber die Ausbreitung des Checkverkehrs bewirken könne; auch wenn gesetzliche Kautelen geschaffen seien, würden die Leute, die jetzt (nicht etwa, weil sie die gesetzliche Regelung vermissen, sondern aus tiefer wurzelnden Gründen) den Check nicht als Zahlungsmittel verwenden, ihre Dispositionen nicht ändern. Die Kellerten der Berliner Kaufmannschaft erklärten im November 1906, ein Checkgesetz sei nicht nötig; der Checkverkehr habe sich im Großbetrieb auch ohne Gesetz stetig entwickelt und die Einführung in den Kleinbetrieb könne nicht der Gesetzgeber, sondern nur das Wachstum des Verständnisses für die Bedeutung dieses Barzahlungserlasses beschleunigen; auch müsse man fürchten, die gesetzliche Regelung des Checkverkehrs könne dem Handel lästige Bestimmungen bringen. Dieser Standpunkt war unangreifbar. Die Kellerten wollten aber wohl nicht rückständig scheinen und sind unter dem Druck der Geldklemme deshalb energisch für eine Ausdehnung des Ueberweisungs- und Checkverkehrs eingetreten. In einem an die Mitglieder der Korporation der Kaufmannschaft, an die kommunalen und staatlichen Behörden, die wirtschaftlichen Vereine und andere Interessenten verschickten Rundschreiben sagen sie nicht mehr, wie vor sechs Monaten, der Checkverkehr habe sich stetig entwickelt, sondern, er sei in Deutschland noch immer nicht auf der in anderen Ländern erreichten Höhe, und fordern Gewerbetreibende und wohlhabende Privatleute auf, sich Bankkonten eröffnen zu lassen, um Zahlungen im Giro- und Checkverkehr zu erledigen und dadurch zur Schonung der Barmittel beizutragen. Dennoch bleibt dabei, daß künstliche Mittel, auch solche der Legislatur, nicht helfen werden; die Zukunft des Checks hängt von der Antwort auf die Frage ab, ob das große Publikum sich an diese Zahlungsart gewöhnen wird. Vielleicht hilft dazu der Versuch, die Post in den Dienst des Checkverkehrs zu stellen.

Für die Einführung des Postchecks hat in letzter Zeit manche Handelskammer agitiert; im Reichstag hat Herr Raempf, der Präsident der Berliner Kellerten, dafür gesprochen. Der Staatssekretär des Reichspostamtes antwortete, die Regierung sei bemüht, einen gangbaren Weg zu finden. Das ist immerhin schon eine Hoffnung;

bisher sperren fiskalische Bedenken den Weg; auch andere Schwierigkeiten freilich. Zunächst war an Postsparkassen gedacht worden; dagegen wandten sich die bestehenden Genossenschafts- und Darlehenskassen und die städtischen Institute. Der Reichstag lehnte deshalb 1885 einen dahin zielenden Gesetzentwurf ab; und als im Dezember 1899 der Entwurf einer Postordnung vorgelegt wurde, mag der Verdacht, daß wiederum die Errichtung einer Postsparkasse geplant werde, abermals Manchen zur Ablehnung bestimmt haben. Jetzt wird hoffentlich nicht mehr daran gedacht, mit dem Postverkehr eine Sparkasse zu verbinden. Daß man glaubt, beide Einrichtungen nicht von einander trennen zu können, hat Oesterreich mit seinem vorbildlichen Postclearing bewirkt. Dort steht die k. k. Postsparkasse im Mittelpunkt des mehr als 6500 Postämter umfassenden Ueberweisungsverkehrs; zu dieser Stellung hat sie sich herausgearbeitet, weil ihre ursprüngliche Aufgabe, dem Bedürfniß der Sparer zu dienen, sich nicht rentirte. Die Verwaltungskosten waren im Verhältniß zu dem aus den Spareinlagen erwachsenden Nutzen zu hoch. Deshalb wurde die Thätigkeit des k. k. Postsparkassenamtes bald auf den gesammten Zahlungsverkehr ausgedehnt; und daß es auf diesem Gebiete dem Wirtschaftsleben Oesterreichs große Dienste geleistet hat, bezeugen die Ziffern. Am achtundzwanzigsten Mai 1882 wurde in Wien die Postsparkasse eröffnet. Heute erhebt sich auf dem Grundstück der ehemaligen Franz-Joseph-Kaserne, vom Ring aus sichtbar, ein stattlicher Monumentalbau, Otto's Wagner, des idyllischen wiener Architekten, jüngstes Werk: die k. k. Postsparkasse, in deren Räumen nach einem genial erfundenen Abrechnungssystem gearbeitet wird. Im Jahr 1906 sind bei der österreichischen Postsparkasse mehr als 19 Milliarden Kronen in 45 Millionen Transaktionen umgesetzt worden (1882 betrug der Umsatz nur 1,07 Millionen) mit 1861 Umschreibungen und in den letzten beiden Jahren hat er um rund 4 Milliarden zugenommen. Die Bedeutung dieser Summen wird dem an die enormen Umsätze der berliner Großbanken und der Reichsbank gewöhnten Auge nicht gleich erkennbar sein; zu bedenken ist hier aber, daß dieser Milliardenbetrag sich aus kleinsten Posten, die bis auf wenige Heller hinuntergehen, zusammensetzt: denn die österreichische Postsparkasse ist die Reichsbank des kleinen Mannes. Etliche hunderttausend Einzahlungen (mit Belegen) müssen täglich gebucht, abdrückt, kontrolirt werden; dazu kommen Tausende von Checks, deren Unterschriften geprüft werden müssen, nachdem festgestellt worden ist, ob Aussteller und Empfänger ein Konto bei der Postsparkasse haben. Solche Thätigkeit kann nur ein Heer geschulter, tüchtiger Beamten leisten; und die Kosten sind natürlich nicht gering. Die österreichische Postsparkasse verlangt zunächst eine Stammeinlage von mindestens 100 Kronen; ferner ist für jede von der Verwaltung am Konto vorzunehmende Amtshandlung (Einlage, Anweisung, Eintragung zur Gutschrift oder zur Last) eine Gebühr von 4 Hellern zu zahlen; von Eintragungen zur Last des Kunden wird außerdem eine Provision von $\frac{1}{4}$ Promille genommen, die sich auf $\frac{1}{2}$ Promille ermäßigt, wenn der Betrag 6000 Kronen übersteigt. Die Guthaben der Kontoinhaber werden mit 2 Prozent verzinst (bei den Sparkassen wares ein 3 Prozent). Diese Gebühren sind mäßig und die von der Postsparkasse gebotenen Vortheile groß: sie versieht den Dienst einer reinen Depositenbank und gewährt zugleich den Nutzen aller postfiskalischen Einrichtungen. Postanweisungen und Geldbriefe braucht der Inhaber eines Postsparkassenkontos nicht; er nimmt seinen Check (die Checkformulare werden, mit der Kontonummer, dem Namen und dem Wohnsitz des Inhabers bedruckt, in Heften zu fünfzig

Stück gegen Vergütung der Herstellungskosten von einer Krone und der Stempelgebühren im Betrag von zwei Kronen abgegeben), schreibt die dem Empfänger zu überweisende Summe darauf und giebt ihn dem nächsten Postamt zur Weiterbeförderung. Das Verfahren bei Ein- und Auszahlungen ist so einfach, daß, wie der würdige Präsident der Anglobank in einem Vortrag sagte, man sich wundern muß, noch Menschen zu finden, die ihre Schulden nicht bezahlen. Die österreichische Postsparkasse besorgt nicht nur den gesamten Geldverkehr von Geschäftsleuten und Gewerbetreibenden, sondern sie steht auch mit Behörden (Gericht, Steuer, Militärkassas) in Verbindung, die im Postcheckverkehr Zahlungen annehmen und leisten. Man kann also in Wien seine Steuern mit Postcheck zahlen und dadurch wenigstens die schmerzhafteste Trennung vom haren Geld vermeiden. Auch Geldstrafen und Gerichtskosten können durch Check erledigt werden. Da die Postsparkasse mit der Oesterreichisch-Ungarischen Bank und mit dem Saldierungsverein der Wiener Banken in Verbindung steht, hat ihre Thätigkeit als Abrechnung- und Verrechnungsstelle für die schwarzgelbe Monarchie eine kaum zu überschätzende Bedeutung. Das josephinische Wort „L'Autriche est toujours en retard“ erweist sich hier als veraltet.

Ohne die auf anderem Gebiet, namentlich im Bankwesen, heimische Rückständigkeit wäre die Postsparkasse aber nicht zu solcher Bedeutung gelangt. Eine Decentralisation, wie die deutschen Banken sie haben, kennen die österreichischen nicht. Filialen und Depositentassen sind Raritäten und ohne die Postsparkasse müßten alle Zahlungen an die Provinz durch Postanweisung oder Geldbrief geleistet werden. Dadurch würden dem Verkehr aber so beträchtliche Barmittelmengen entzogen, daß nicht nur die Regulirung der österreichischen Valuta erschwert, sondern auch das Geld verteuert würde. Welche Folgen solche dauernde Geldtheuerung für Oesterreichs Wirtschaft gehabt hätte, braucht nicht gezeigt zu werden; auch jetzt ist diese Wirtschaft ja noch vielfach im Rückstand. Das Volk ist ungemein sparsam. Doch mehr als die Hälfte aller österreichischen Spareinlagen stammt aus der Mittelstandsschicht, die klug genug sein möchte, sich nicht mit den relativ geringen Zinsen der Sparkassen zu begnügen, sondern versuchen sollte, von einer Bank ihr Kapital rationell verwerten zu lassen. Nicht ohne Grund sind die auf ein Buch gewährten Maximalinlagen in Deutschland meist auf 1000 Mark beschränkt; Vermögen von mehr als 1000 oder 2000 Mark, sagt man sich, gehören nicht mehr auf die Sparkasse, sondern auf die Bank. In Oesterreich entfallen 60 Prozent aller Sparkapitalien auf Summen von 1000 bis 10 000 Kronen; und während das gesammte Sparkapital in den öffentlichen Sparkassen rund 5 Milliarden ausmacht, betragen die Depositengelder bei allen österreichischen Banken zusammen nicht mehr als 250 Millionen Kronen, also ungefähr so viel, wie die Dresdener Bank allein hat. Daß unter solchen Umständen die k. k. Postsparkasse in Wien großen Erfolg haben konnte, ist erklärlich. Die Hauptsache ist aber nicht der Spar-, sondern der Giroverkehr, an eine Konkurrenz mit den anderen Spar- und Darlehenskassen also nicht zu denken. Bei der niedrigen Verzinsung, die selbst im besten Fall die Post für die Guthaben gewähren kann, wäre ein Wettbewerb mit den Sparkassen erfolglos. In den österreichischen Postsparkassen wächst denn auch von Jahr zu Jahr die Summe der für den Checkverkehr bestimmten Einzahlungen viel mehr als die der Spareinlagen. In dem erwähnten Entwurf einer deutschen Postcheckordnung war deshalb mit Recht die Absicht, die Guthaben der Kontoinhaber mit 1,2 Prozent jährlich zu verzinsen (zur Uebernahme der aus

den Ucheguthaben fließenden Gelder hatte die Reichsbank sich gegen eine Vergütung von 1,5 Prozent bereit erklärt), fallen gelassen worden; man hatte sich zu völliger Gebührenfreiheit entschlossen und der Post als Entschädigung den Zinsgenuß der eingelegten Gelder gewährt. Außerdem sollte von jedem Teilnehmer eine Stammeinlage von 100 Mark (in Oesterreich sinds hundert Kronen) gefordert werden.

Der Postcheckverkehr wird nur durchzuführen sein, wenn der Postverwaltung dadurch nicht Unkosten ohne entsprechende Einnahmen entstehen. Der Ertrag des Post- und Telegraphenverkehrs gehört zu den Haupteinnahmen des Reiches und darf gerade in unseren Tagen der Reichsnoth natürlich nicht verringert werden. Daß Bayern sich von einem Reichspostcheckverkehr nicht ausschließen würde, ist sicher; auch im dualistischen Habsburgerreich arbeiten österreichische und ungarische Postsparkassen eintüchtig zusammen. Fraglich wäre, ob der Dienst decentralisirt oder an einer Stelle erledigt werden soll. Man hat daran gedacht, neun Checkämter (an den wichtigsten Plätzen des Reiches) zu errichten. Diese Frage wird später zu prüfen sein; zunächst muß über den Nutzen des Postchecks Klarheit geschaffen werden. Die Popularisirung der neuen Verkehrsform wäre nicht schwer: selbst das kleinste Nest hat ein Postamt, der Postcheck ist also überall zu verwenden. Die Banken würden durch die neue Einrichtung nicht viele Kunden verlieren. Bankmäßige Transaktionen dürfte die Post ja nicht ausführen und auf die kleinen Leute haben die Banken auch heute nicht zu rechnen. Postcheckämter, Reichsbank und Banken müßten sich eine gemeinsame Organisation schaffen; dann würde auch der Umsatz der großen Institute zunehmen und, wie schon Siemens gesagt hat, Publikum, Staat und Banken aus diesem Checkverkehr Nutzen ziehen. Daß der Postcheck nicht nur im lokalen und interlokalen, sondern auch im internationalen Zahlungsausgleich verwendet werden kann, zeigt das vorjährige Abkommen zwischen der Deutschen Bank und der österreichischen Postsparkasse: die Deutsche Bank nimmt Einlagen für die Kontoinhaber des Postsparkassenamtes (in Form von Ueberweisungen aus dem Guthaben ihrer Kunden und der Girokunden der Deutschen Reichsbank oder in Form von Bareinzahlungen) an und erledigt alle nöthigen Auszahlungen an ihre Kunden und an die Girokunden der Reichsbank für Rechnung der Postsparkasse in Wien. Hier haben wir also die notwendige Gemeinschaft von Postsparkasse, Kreditinstitut und Reichsbank; und was auf dem Umweg über Wien möglich war, kann in der deutschen Heimath nicht unmöglich sein. Auf das österreichische Beispiel darf man sich freilich nicht allzu laut berufen. Wer behauptet, daß bei uns Industrie und Finanz wesentlich modernere Formen erreicht haben als im Erbland der Habsburg-Lothringer, verletzt die Bundespflicht nicht; oft genug haben es Oesterreicher ja selbst gesagt. Daß unsere Banken die Ausdehnung des Checkverkehrs manchmal eher hindern als fördern, ist aber auch wahr. Und doch wäre von dieser Seite eine Schonung der Vermittel zu erlangen. Die Postanstalten könnten von den Girokunden ohne Sondergebühr Aufträge zum Kauf deutscher Reichs- und Staatsanleihe annehmen und dadurch vielleicht den Absatz dieser Anleihen ein Bißchen erleichtern. Jedenfalls sollte man diesen Weg muthig beschreiten. Auch wer an der raschen Entwicklung des Checkverkehrs zweifelt, muß zugeben, daß die Hilfe der Post, des wichtigsten Verkehrsunternehmens, diesem Mittel zur Erhaltung des Barvermögens leichter als etwa ein gesetzliches Dekret Eingang verschaffen kann.

Ladon.

Verlag von Wiegandt & Griepen (G. K. Sarasin) in Berlin SW. II.

Anfang Juni erscheint:

J.-J. Rousseau, Bekenntnisse.

Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Mit Zierleiten von A. Gratz. Kl. 8^o, biegsam in Leder M. 10.—.

Bei dem wieder steigenden Interesse für Rousseau wird der hier angezeigte Band willkommen sein. Für die Vortrefflichkeit der Uebersetzung bürgt der Name Ernst Hardt. Die Ausstattung ist fein und kommt der Forderung nach einer schönen handlichen Taschenausgabe mit deutlichem Druck entgegen. Ueber Rousseaus Bedeutung, nicht nur für das 18. Jahrhundert, sondern auch für unsere Zeit und die der kommenden Geschlechter, brauchen wir uns hier wohl nicht auszusprechen. Unzweifelhaft ist Rousseau eine der markantesten Gestalten des 18. Jahrhunderts, und seine Werke waren und sind von einem ungeheuren Einfluss. In allerneuester Zeit hat Jules Lemaitre in Paris durch seine Vorlesungen die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und zahlreiche, sich stets mehrende Veröffentlichungen über Rousseau geben ein Bild davon, in welchem Masse er die Geister beschäftigt. Seine Selbstbiographie „Confessions“ betitelt, ist, abgesehen von ihrem kulturgeschichtlichen Wert und der Fülle von Lebens- und Menschenkenntnis, die sie bietet, auch als Kunstwerk von allergrösstem Reiz, und mehr als eine Stelle findet sich, die den Leser wahrhaft hinreißt. Ein Buch, das der Leser aus der Hand legt unter dem Eindrucke, ein grosses Werk der Weltliteratur kennen gelernt zu haben.

HEINRICH EMDEN & Co.

Bankgeschäft.

Berlin W. 56, Jägerstr. 40.

Reichsbank-Giro-Konto

Telegr.-Adr: „Goldertz“. Fernsprecher: Amt I, No. 950, 9512, 9513, 9514, 9515.

Abteilung: Kolonialwerte.

Kapital	Geschäftsjahr	Dividenden Vort./Letzte	Name	Nachfrage	Angebot
1 200 000	1. 4.	—	Central-Afrikanische Bergwerksgesellschaft	—	97
600 000	1. 1.	0	Central-Afrikanische Seepfanzgesellschaft	—	97
2 600 000	1. 10.	6	Chocolat Plantagen-Gesellschaft	90	—
400 000	1. 1.	0	Deutsche Agaven-Gesellschaft	125	181
2 000 000	1. 4.	0	Deutsche Colonialgesellschaft f. Südwestafrika	185	194
1 000 000	1. 1.	0	Deutsche Samoa-Gesellschaft	82	—
1 000 000	1. 5.	0	Deutsche Togo-Gesellschaft	—	101
6 721 000	1. 1.	2 1/2	Deutsch-Ostafrik. Gesellsch. Stamm-Anteile	101	165
		5	Vorzugs-Anteile	102	106
2 000 000	1. 1.	0	Deutsche Ostafrikanisch Plantagen-Gesellsch.	—	17
2 250 000	1. 1.	7	Deutsch-Westafrikanisch. Handels-Gesellsch	—	100
4 000 000	1. 1.	0	Gesellsch. Nordwest-Kamerun, Berlin Lit. A.	—	M. 200
		0	Lit. B.	—	M. 15
2 000 000	1. 1.	0	Gesellschaft Südkamerun Lit. B.	—	122
2 000 000	1. 10.	0	Guatemala Plantagen-Gesellschaft	—	35
1 200 000	1. 1.	15	Jaluit Plantagen-Gesellschaft	205	—
—	1. 1.	—	Kamerun Kautschuk-Compagnie	—	109
1 000 000	1. 1.	0	„Meanja“ Kautschuk-Pflanzungs-Gesellsch	—	88
2 000 000	1. 7.	0	„Moliva“ Pflanzungs-Gesellschaft	—	84
1 500 000	1. 1.	0	Ostasiatische Handelsgesellschaft	68	—
2 000 000	1. 10.	5	Plantagen-Gesellschaft Conception	—	94
1 500 000	1. 1.	0	Rheinische Handel Plantagen-Gesellschaft	—	42
800 000	1. 1.	0	Safata Samoa-Gesellschaft	—	102
1 011 300	1. 1.	0	Usambara Kaffeebau-Gesellsch. Stamm-Akt.	21	33
		0	Vorz.-Aktien	50	—
2 100 000	1. 1.	—	Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft	—	—
		0	„Blundt“ Stamm-Aktien	70	—
		0	Vorzugs-Aktien	98	102
4 500 000	1. 1.	6	Westafrik. Pflanzungs-Gesellsch. „Victoria“	30	35
1 800 000	1. 1.	0	Westdeutsche Handels- und Plantagen-Ges.	40	—

Sämtliche Offerten und Gebote ohne Verbindlichkeit.

Für gef. Aufgabe von Interessenten sind wir dankbar. Auskünfte werden bereitwillig kostenlos erteilt. Bei allen Geschäften Eigenhändler. — Provisionsfrei.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 24. Sonnabend, den 25. Sonntag,
den 26. und Montag, den 27. 5.

Robert und Bertram.

Kammerspiele.

Freitag, den 24. und Dienstag, den 28./5. 8 U.

Aglavaine u. Selysette.

Sonnab., d. 25. Sonntag, d. 26. Montag, d. 27./5. 8 U.

Frühlings Erwachen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Theater des Westens.

Täglich 8 Uhr

Die lustige Witwe.

Gastsp. des Hamburger Operetten-Theaters. (Director Monti).

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Bis auf Weiteres täglich:

Der Dieb.

Ein Stück in 3 Aufzügen v. Henry Bernstein.
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Direkt. Lieban.
Freitag, d. 24./5. 8 U. **Undine**. Sonnab., d. 25./5.
8 U. **Der Barbier v. Sevilla**. Sonntag, d. 26./5.
8 U. **Stradella**. Montag, d. 27./5. 1/8 U.
Waffenschmied (I. Akt), **Afrikanerin** (II. Akt)
Rigoletto (III. Akt), **Fra Diavolo** (IV. Akt).

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Hölz aender.
Bühnen. Bella Frankhe
Joseph. Georg Kaiser
Phlla Wolff.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Wein- Restaurant Mamsch

Leipziger Strasse 94.

Sonntags von 1—4 Uhr: Tafel-Musik.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Neues Schauspielhaus	und	Mozartsaal.
-----------------------------	-----	--------------------

Am Nollendorflplatz.
Freitag, d. 24., Sonnab., d. 25., Sonntag,
d. 26. u. Montag, d. 27./5. 8 U.

Hopfenraths Erben.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
Concert d. Mozartsaal-Orchesters
Jeden Sonntag. Populäres Concert d.
Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

gastiert zur Zeit im

**Adelphi-Theater
London.****Kleines Theater.**

Freitag, den 24., Sonnabend, den 25., Sonntag,
den 26. und Montag, den 27./5. 8 1/2 Uhr

Marcell Salzer-Abende

Vortrag heiterer Dichtungen in Vers u. Prosa.
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Lustspielhaus in Berlin

Taglich: Abends 8 Uhr.

Musarenfieber

(Sommerpreise)

Sonntag, den 26./5. Nachm. 3 Uhr

Jugend.**Eheschliessung in England!**

Krafts Führer d. betr. Gesetze u. Ratgeber
für Reflekt. 1,50 M. durch alle Buchhandlungen.
Broek & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

**Für Magen-, Darm-, Zucker-, Gichtkranke,
Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Deders Diätkuranstalt, Niederlössnitz bei Dresden, Borst 9

Soeben erschienen:

Staatsanwalt Alexander

Schauspiel in 4 Akten von Carl Schüler.

Preis 1,75 Mark.

Verlag D. Dreyer & Co.

Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein

Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart.** Gegründet 1875

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft
Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.

Haftpflcht-, Gesamtversicherungsgastand. 700.000 Versicherungen.
Zugang monatlich 6000 Mitglieder.

Unfall- und Prospekte und Versicherungsbedingungen,
sowie Antragsformulare kostenfrei.

Lebens-Versicherung. Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

*Vertreter
überall gesucht.*

Bad

Gebirgsluft-Kurort ersten Ranges mit 120 km Waldpromenaden, 38.600 Personen Frequenz. Bekanntes Solbad, natürl. Sole 6 1/4‰. Krodö- (Kochsalz)-Trinkquelle in Wirkung ähnlich Kissingen, Gebirgsquellwasserleitung.

Illustr. Prospekt, Wohnungsverzeichnis m. allen Preisen, Ortsplan und Eisenbahn-Fahrplan kostenfrei vom Herzogl. Badekommissariat.

Harzburg.Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.**Gallensteinkranke**

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110.**Finkermühle** i. Thür. Wald, Post Mellenbach 4.
Kuranstalt u. Erholungsheim.Besitzt alle neuzeitl. Kurmittel, eignet sich für Diät- u. Regenerationskuren bei nervöser Erschöpfung u. Magen- u. Darmleiden. Zentralheizung. Beste Verpflegung. Elektr. Licht.
Konsult. Arzt: Dr. R. Arndt. — Prosp. d. d. Direkt.Neu eröffnet:
Kurhaus**Vierwaldstättersee**

Küsnacht a. Rigi b. Luzern. (Dampfer u. Bahnstation; Gotthardb.) Gesamtes Naturheilverfahren. Uebergangstation. Schönst gelegene Anstalt d. Schweiz. Sommerfrische. Pension, ohne Behandlung mässig. Illustr. Prospekte frei d. d. Kurverwaltung.

Hamburg. Park-Hôtel Teufelsbrücke

Elbehauser Hamburg-Kleinflottbek. 10 Minutenverbindung nach Hamburg.

Haus I. Ranges. 100 Wohn- und Schlafzimmer.

Vornehmstes Restaurant. * Herrliche Lage direkt an der Elbe,
mit eigenem 4 ha. grossem Park.**Das Alter sei ein Vorurteil, sagt Buffon**mit 50 habe man ein begründetes Recht auf 80 Jahre. Bedingung: Guter Stoffwechsel und gute Verdauung. Mittel: deren Dehner und Förderer, die historischen **Wichow-Quelle**, vorbeugend und heilend bei Gicht, Ueberfettung, Magen- und Darmleiden. Wissenschaftl. Seife: Waschen und Wirkung der **Wichow-Quelle** durch**Brunnen-Verwaltung, Riedrich.****NORDSEEBAD****Borkum**
genannt: „Die grüne Insel“

1906: 21 611 Besucher.

Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozonreiche Seeluft. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand. Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Haasenstein & Vogler A.-G.

Zur gefl. Beachtung!Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der
Cigarren-
Fabrik **F. Hagedorn & Söhne, Bremen.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkrank**e

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

f. Kranke (auch hefligige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürftige. „Beschränkte Krankenzahl“

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Kuranstalt

Prächtige Lage, Alpenpanorama. Erstklass., Komf. Vortreffl. mediz. Einrichtg. Für Erholungsbedürftige, Innere- und Nervenkrankte.

Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Prospekte auf Wunsch.

Chefarzt:

D r. Wiszwanaki.

bei München

im Isartal.

Ebenhausen

Fünfte Auflage 1906.

Der Goldne Esel

des Apulejus. Mit 16 Illustrationen. Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M. Humoreskisch-satirischer Roman gegen kärgellose Sitten, Magiewahn, Schwärmerel, Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit. Der bunte Wechsel der oft sehr verfalligen Episoden, die merkwürd. Situationen u. kulturhistorisch wertvollen Schilderungen antiken Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Eingeflocht. ist d. Episode v. Amor u. Psyche. Ausführl. Verzeichn. 8b. kultur- u. sitten-geschichtl. Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30., Landshuterstr. 2.



Oberwaid

b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. Illustrierte Prospektetrefr.

Schulreform im Elternhause

erstrebt

Der Hauslehrer

Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern. Herausgegeben von **Berthold Otto, Grosslichterfelde.** Probenummern unentgeltlich.

Emil Wechsler & Co. Bankgeschäft

Tel. III 3047 u. 3048.

BERLIN C. 2, Burgstr. 26.

Tel.-Adr. Bankwechsler.

Kulante Erledigung aller in das Bankfach fallenden Geschäfte. Unsere Tages- und Wochenberichte über Börsen und Kuxenmarkt, sowie unsere monatlich erscheinenden „Finanziellen Mitteilungen“ stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

OPEL

Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen



GERBODE'S

Primavera mit Ring 50 Stck. M. 6.—
Rafaëla " " 50 " " 6.75
Alteza " " 50 " " 7.50

Diese 150 Stck. feinste ausgewählte Qualitäten
für M. 20.25 franco Deutschland.

Carl Gerbode, Berlin C31.
Spittelmarkt 11. Etage.

Stammhaus Gießen. Lieferant höchster Reifhaltungen

Hötelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hötel Bristol-Centralhötel.

Die Herren Aktionäre uns. Gesellschaft
werden hiermit zu der im Hötel Bristol,
Berlin, Unter den Linden 5/6a

am 15. Juni cr. nachm. 4 Uhr
stattfindenden ordentlichen Generalversammlung
eingeladen.

Tagesordnung:

1. Vorlegung der Bilanz, sowie des Geschäftsberichts für das Geschäftsjahr 1906/1907.
2. Beschlussfassung über Genehmigung der Bilanz und über die Erteilung der Entlastung an den Vorstand u. Aufsichtsrat.
3. Aufsichtsratswahl.
4. Beschlussfassung über Erhöhung des Aktienkapitals um 2801 Vorzugs-Aktien à 1000 M. mit auf 5%, beschränkter nachzahlender (kumulativer) Dividende, einlösbar mit 106%, unter Ausschluss des Bezugsrechtes der Aktionäre, Feststellung der Modalitäten der Begebung der neuen Aktien.
5. Statuten-Aenderungen gemäss der offiziellen Einladung.

Aktionäre, welche ihre Aktien oder darüber
ausgestellte Depotscheine der Reichsbank
oder eines Notars bis zum

12. Juni cr.

bei den Herren Koppel & Co., Bankge-
schäft, Berlin, Pariser Platz 6, bei den Herren
Braun & Co., hier, Eichhornstrasse 11 oder
bei der Gesellschaftskasse, Georgenstr. 25/27
hinterlegt haben, sind nach Massgabe der
§§ 25 und 26 der Statuten zur Teilnahme an
der Generalversammlung berechtigt.
Berlin, den 15. Mai 1907.

Der Aufsichtsrat.

Felix Kallmann, Vorsitzender.

Briefmarken

Zeitung gratis, Ankauf

von Sammlungen

Philipp Kosaek, Berlin, Burgstr. 12.

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frisch-
haltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeffingen, A. Sicking (Baden)**

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Überall Verkaufsstellen.

Nordlandfahrten



Dreizehnlägige Erholungsfahrten

in die
Nordische Alpenwelt

mit dem eigens für diesen Zweck erbauten
neuen Doppeldeckerdampfer
„Meteor“

ab Hamburg 18. Juni, 8. Juli, 18. Juli,
2. August, 18. August.

Besucht werden: Ode, Bergen (Höfner-
reise via Rastvangen und Stalheim nach
Gudvangen), Gudvangen, Balholmen, Molde,
Moos, Trondheim, Merol, Bellefart, Cier, Horn.
Sonderliche Fahrt durch die malerischen Fjorde
mit herrl. malerischem Panorama.

Fahrtreise, je nach Lage des Schiffesplatzes, von

250 Mark

an aufwärts.

Die Reisekosten, im Durchschnitt pro Tag
berechnet, sind kaum höher als die täglichen
Aufenthaltskosten in einem erstklassigen Hotel
eines beliebigen Kurortes. Ein Hotel liefert
aber nur Wohnung und Mahlzeiten, während
auf dem „Meteor“ neben diesen beiden auch
noch die Beförderung geboten wird.

Näheres enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung, Vergnügungsexpedition, Hamburg.

Ermahnung.

**Gebt Euren Mädchen und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.**

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Natur-
rein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder,
Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu
50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probestflaschen umsonst.

**Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.**

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. auf-
wärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben.
Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beerenweine marschieren überall
voran. Preisliste postfrei.

Ferd. Poetko, Guben 18. Grösste Apfelsaftkellerei
Deutschlands.

Weg mit den plumpen!

Wollen Sie Ihre Beinverkürzung unsichtbar
machen und tadellos gehen, so verlangen Sie
gratis und franko Broschüre F. 16. **Acker &
Gerlach**, Continental Extension Mfg., Frank-
furt a. M., Wien.

SAMUEL ZIELENZIGER

Bankgeschäft Gegründet 1852

Hauptgeschäft: BERLIN W.9, Bellevuestrasse 5.

Fernsprechanschlüsse:

Für Ferngespräche: Amt VI, Nr. 8005, 8006, 8007, 8008.

Für Stadigespräche: Amt VI, Nr. 9270, 9271.

Zweigniederlassung: ESSEN (RUHR), Burgstr. 8.

Fernsprechanschlüsse: Nr. 231, 486, 747 775.

Telegramm-Adresse: **Bahnenbank Berlin** bzw. **Essenruhr.**

**An- und Verkauf sämtlicher an der Berliner
und an den auswärtigen Börsen gehan-
delten Effektenwerte.**

**Handel in Bergwerksanteilen (Kuxen), in
Aktien und Obligationen ohne offizielle
Börsennotiz und in Anteilen von Gesell-
schaften m. b. H.**

Die Nachfrage- und Angebotpreise meiner Firma in Bergwerksanteilen (Kuxen) werden täglich in den massgebendsten deutschen Zeitungen, diejenigen von amtlich nicht notierten Werten und Anteilen von G. m. b. H. im Berliner Börsencourier, in der Berliner Börsenzeitung, dem Berliner Tageblatt, der Frankfurter Zeitung veröffentlicht.

Heute

und folgende Tage

Anstich von Haase Bock-Bier

in den Spezialausschänken

Prinzenstr. No. 87 (Nähe Moritzplatz)

Potsdamerstr. No. 112a (unweit Lützowstr.)

Rosenthalerstr. No. 14 (Nähe Rosenthaler Tor)

Schlesischestr. No. 28 (am Schlesischen Tor)

Klopstockstr. No. 17 (am Hansaplatz)

Allen Freunden und Anhängern dieses Stoffes bestens empfohlen. Bestellungen auf Flaschenbier erbittet

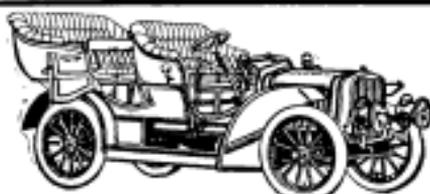
Lagerbierbrauerei E. Haase, Breslau

Niederlage Berlin

Tel. Amt IV, 159.

SO.33, Schlesischestrasse 28.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**



Pferdestärke
POPE 500,— M. compl.
 mit Benzol
 50 % Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.
 Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.

Arbeits- und
 Beschäftigungskuren.

Dr. J. Marcinowski.

Vornehme Menschen, Lebensfrohe und Blasierte schreiben an P. P. L.: 1. Freudig erstaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jenes, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Machwerken eines Stämpfers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographologischen Arbeiten für mich anzufertigen . . . Sie sind mir allezeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen . . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen“ im profanen Sinne schliesst seine durchaus vornehme psychologische Praxis aus. Auch die bekannten Werke von P. P. L. sind direkt von ihm zu beziehen: „Seelen-Aristokraten“ (franko gegen 12 M.); „Die Frau für den Nervösen“ (franko gegen 1.10 M.); „Lockende Lust“ (Inhalt: Sensitive Naturen etc. 2.80 M.). Diese Bücher werden von Einsamen wie von Weltkindern ungewöhnlich gefeiert. Die ihren Anteil an Lebensglück vom Schicksal erhoffen, genossen bei der Lektüre ein spannendes inneres Erleben. Kämpfende fühlen sich innig verstanden. Ein Schleier fällt — sie schauen gleichsam in einen Krystall. Sie schauen in ihr Leben hinein wie am Vorabend einer Entscheidung. Wer diese Bücher nicht auf sich wirken lässt, der hat noch nicht erfahren, was Wonne der Willens sind. (Bedeutung enthält Prospekt.) Denkende Menschen, die Nützliches tiefer verstehen und gerne fördern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelbrief: „Broschüre und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen nach einzusendenden Schriftstücken von eigener oder von Freundeshand etc. Adresse für Bücher- wie für Charakterisierungswünsche **P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg. I. H. Kreuz.**



Reiseartikel, Plattkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Bronzen, Kunstgewerb. Gegenstände in Kupfer und Messing, Terrakotten, Standuhren
Gegen bequeme Monatszahlungen

Kleines Geschäft, welches diese selten Gebrauche und Luxus-Artikel gegen monatliche Amortisation liefert. — Katalog K. kostenlos.

Stöckig & Co., Dresden-A. I. (I. Deutschlad), Bodenbach I. B. (I. Österreich).

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

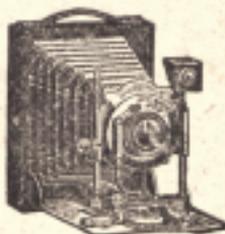
9-4 Uhr.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke im Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

B & F



Vor Anschaffung eines photograph. Apparates bitten wir im eigenen Interesse, unsern reichh. Camera-katalog 596 C kostenfrei zu verlangen. Wir liefern die neuesten Modelle aller moderner Typen (z. B. Rocktaschen-, Rundbück-, Spiegelreflex-Cameras usw.) zu billigsten Preisen gegen bequeme

Monatsraten

Unter gleich günstigen Bedingungen offerieren wir für Sport, Theater, Jagd, Reise, Marine, Militär die amflich empfohlenen Hesselid-Prismen-Ferngläser, Binocles und Monocles sow. Pariser Gläser höchster optischer Leistung.

Preisliste 596 C gratis und frei.

Bial & Freund Breslau II.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. Ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Ernst Haeckel

von **Wilhelm Boelsche**

Vorzügliche Darstellung v. Haeckel, Darwin, Monismus, Welträtsel etc. f. jed. Gebild. notw. Bisher 3 M. Bezug d. d. V. A. jetzt **nur 1 M.** Buchh. ed. d. Verlag Herm. Seemann Nachf., Berlin NW. 87.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.
Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Sechöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Barthelemy, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Mückersstr. 119.



Henkell Trocken